Aus der Nacht zum Licht




EX LIBRIS
M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND

Das Alphabet.


EX
LIBRIS
M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND

Das Alphabet.

a b c d e f g h i j

k l m n o p q r s t

u v x y z w ie ß st

au eu ei ch sch äu ä ö ü

Grundform , ; : . ? ! () „ * “ ’ -

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

Die Blindenschrift.

Erhabene Punktschrift für Blinde (System „Braille“ 1825) wird auf Tafeln mittels eines Metallgriffels geschrieben. Auch mit Schreibmaschine. Für Bücherherstellung besonderes Druckverfahren. Wird mit den Fingerspitzen tastend gelesen. Grundform 6 Punkte (siehe nebenstehend Zeile 5 Anfang). Für Blindenschrift-Sendungen ermäßigte Post-Gebühr.

Im Glück nicht stolz sein und im Leid nicht klagen; das Unvermeidliche mit Würde tragen; das Rechte tun, am Schönen sich erfreu'n; das Leben lieben und den Tod nicht scheu'n; fest an Gott und beß're (ss) Zeiten glauben: heißt leben und dem Tod sein Bitt'res rauben.

Schiller.



Aus der Nacht zum Licht

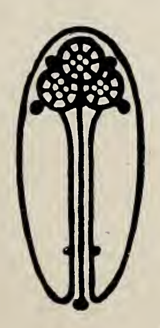
Beiträge zur Vertiefung der Kenntnis über das Blindenwesen

Von Blinden für Sehende und Blinde

Herausgegeben vom

Reichsdeutschen Blindenverband E. V.

1916



Druck und Verlag von F. W. Vogel, Hamburg 33.



Inhaltsverzeichnis.



Vorwort.

„Blindheit!“ Als welch’ grauenvolles Gespenst erscheint dieses Gebrechen vor den geistigen Augen der meisten Menschen, die sich des Vollbesitzes ihrer Sinne erfreuen! Sie sehen den mit diesem Gebrechen Behafteten versinken in die ewige Nacht des Dunkels, in ein Dasein ohne Sonnenschein und Sternenglanz, ohne Glück und Lebensfreude! Ist aber die Nacht der Blindheit nun wirklich so grauenvoll dunkel und öde? Die Blinden, die sich an die Welt des Dunkels gewöhnt, sich in ihr zurecht gefunden haben, sagen: „Nein! Unsere Welt ist nicht so ganz ohne Licht; auch in ihr scheinen Sonne, Mond und Sterne; auch wir haben noch Lebensfreude, Schaffensfreude und damit auch einen Daseinszweck, wenn uns nur unsere vollsinnigen Mitmenschen mit ungetrübtem Verständnis begegnen möchten.“ Dieses Verständnis zu wecken und zu klären, ist der vornehmste Zweck dieses Buches. Wenn auch schon von den Blindenerziehern und Blindenfreunden manches aufklärende Wort über Blinde und Blindenwesen im allgemeinen gesprochen und geschrieben wurde, ein Buch, in welchem Blinde selbst im weiteren Rahmen ihr Wissen und Erkennen über ihre eigene engere Welt und ihre eigenen Erfahrungen zusammengetragen und niedergelegt haben, — ein solches Buch gab es bisher nicht. Der „Reichsdeutsche Blindenverband E. V.“, als die größte deutsche Blindenorganisation, hat daher die Herausgabe dieses Buches ins Werk gesetzt, in dem Bestreben und mit dem besonderen Wunsche, hierdurch gleichzeitig mehrere wichtige Aufgaben zu lösen:

Einmal soll durch möglichst größte Verbreitung dieses Buches die noch tiefeingewurzelte irrige Anschauung von der Blindheit und deren Folgeerscheinungen für den durch sie Betroffenen berichtigt und die Kenntnis über das Blindenwesen vertieft werden. Die Erreichung dieses hohen Zieles würde vielen tausend Blinden den Kampf erleichtern, den sie heute noch führen müssen gegen das altüberkommene Vorurteil über die Leistungsfähigkeit eines Blinden. Es würde ihnen der Weg geebnet zu dem erstrebten Ziele, trotz des mangelnden Augenlichtes ein vollwertiges Glied des Staates und der Gesellschaft zu werden.

Zweitens soll dieses Buch den Schicksalsgenossen, die sich in der Welt des Dunkels noch nicht eingelebt haben, ein Ratgeber und Wegweiser sein, soll sie durch das Beispiel aufrichten und ermutigen zur Nacheiferung.

Drittens soll der Reinertrag aus dem Verkauf dieses Buches einem gemeinnützigen Zweck zufließen; er soll verwandt werden zur Unterhaltung des allen Blinden Deutschlands offenstehenden Erholungsheimes in Binz auf Rügen, dessen farbiges Bildnis den Umschlag dieses Buches schmückt. Dieses Heim, das im Verein mit dem gleichartigen Heim in Wernigerode am Harz schon einer großen Zahl von Kriegsblinden eine Heilstätte war zur körperlichen und seelischen Erholung, soll auch fernerhin unseren durch den Daseinskampf erschöpften Schicksalsgenossen in möglichst weitgehendem Maße Gelegenheit bieten, für Körper und Geist neue Spannkraft zu sammeln und sich gleichzeitig durch die den Heimen angegliederte Ausbildungsstätte mit neuen Erwerbszweigen vertraut zu machen. Um auch den wirtschaftlich schwachen und unbemittelten Blinden diese segensreiche Einrichtung zugänglich zu machen, soll aus dem Erträgnis dieses Buches eine möglichst große Zahl von Freistellen geschaffen werden.

Schon dieses Unternehmen, das nur von Blinden geleitet wird, zeigt, daß auch den Lichtlosen Tatendrang und Schaffensfreude nicht fehlt; noch mehr aber legen dafür Zeugnis ab die nachfolgenden Aufsätze.

Aus der Nacht freundlosen Daseins zum Licht lebensfrohen Schaffens und Wirkens führt der rechte Weg zum Glück! Aus der Nacht zum Licht führt auch der Weg des Blinden!

Hamburg, im Oktober 1916.

F. W. Vogel,
Vorsitzender des „Reichsdeutschen Blindenverbandes E. V.“

Die kulturelle Bedeutung der deutschen Blindenbewegung.

Von A. Hahn-Stuttgart.

Nicht eine gelehrte Abhandlung ist's, die ich im Folgenden bieten möchte, schon darum nicht, weil ich kein Gelehrter bin. Als einer, der als Schwachsehender auf der Grenze zwischen zwei Welten steht, der lichten, weiten Welt der Sehenden und der düsteren, eng begrenzten, und doch auch in ihrer Art reichen und interessanten Welt der Blinden, möchte ich durch meine Worte für diese in jener Welt Interesse und werktätige Teilnahme wecken, wie all' die Ausführungen es wollen, die in diesem Buche vereinigt sind.

Doch das ist nur möglich, wenn es gelingt, nachzuweisen, daß die Welt der Blinden wirklich ein inneres Recht hat, um das allgemeine Interesse der Welt der Sehenden zu werben. Es muß möglich sein, die Bestrebungen, die in der Welt der Blinden wirksam sind, in einen größeren, allgemeinen, kulturellen Zusammenhang hineinzustellen und von hier aus zu begründen; denn nur dann können diese Bestrebungen Anspruch darauf erheben, von der Allgemeinheit beachtet und unterstützt zu werden.

Gelingt es nicht, diesen Nachweis zu führen, dann ist es immerhin möglich, daß manche wohlmeinenden, warmherzigen Menschenfreunde sich trotzdem für die Blinden interessieren und sich ihrer annehmen. Gewiß, auch diese Art der Anteilnahme am Geschick der Blinden, die aus warmem, mitfühlendem Herzen entspringt und deren Bestrebungen von Persönlichkeiten getragen werden, die sich in besonderem Sinn getrieben fühlen, gerade auf diesem Gebiet ihre Nächstenliebe zu betätigen, ist gut und schön und verdient aufrichtigen Dank. Damit mag man Blindenfürsorge treiben, in der Weise, wie sie lange Zeit hindurch getrieben wurde und auch in ihrer Art zu Erfolgen führte. Als den bedeutsamsten dieser Erfolge möchten wir eben die Tatsache bezeichnen, daß jene Blindenfürsorge der vergangenen Jahrzehnte half, die Voraussetzungen zu schaffen und die Bahn zu bereiten für die Blindenbewegung, wie wir sie heute haben und wohl in Zukunft in noch weit ausgedehnterem Maße haben werden. Darüber aber muß man sich von vornherein klar sein, daß für eine solche Bewegung, die ihrem Wesen nach großzügig sein und ins Weite

wirken muß, wenn sie überhaupt sein und wirken will, das persönlichem Empfinden entsprungene Interesse Einzelner, und sei es noch so warm und lebhaft, nicht ausreicht, um ihr die nötige Trieb- und Tragkraft zu verleihen. Eine solche Bewegung muß sich vielmehr an die weiteste Allgemeinheit wenden. Das aber darf sie nur dann tun und wird es nur dann mit Erfolg tun, wenn sie nachweisen kann, daß sie einen berechtigten Anspruch auf das Interesse der Allgemeinheit erheben kann. Dies aber kann sie wiederum nur dann, wenn sie sich in ihrer Weise in den Dienst der Allgemeinheit stellt, wenn sie nicht Selbstzweck sein, sondern in ihrem Teil dem Gemeinwohl dienen will. Es wird sich also fragen, will und kann das die deutsche Blindenbewegung und in welcher Weise geschieht es?

Ehe wird indessen auf diese und die mannigfachen mit ihr in engstem Zusammenhang stehenden Fragen näher eingehen, ist es vielleicht zweckmäßig, uns noch noch einmal klar zu machen, um was es sich eigentlich bei dem Begriff „Blindenbewegung“ handelt. Wir verstehen darunter diejenigen Bestrebungen zum Wohl der Blinden, deren Träger im wesentlichen Blinde selbst sind, und die darum einen organisatorischen Zusammenschluß der Blinden zur Voraussetzung haben. In diesem Sinn unterscheiden wir zwischen Blindenfürsorge im allgemeinen und Blindenbewegung im besonderen. Bei ersterer ist der Blinde lediglich Gegenstand, der Sehende ausschließlich Ausübender der Fürsorge. Bei letzterer, der Blindenbewegung, nimmt der Blinde selbst für sich ein wesentliches Mitbestimmungsrecht bei der Gestaltung seiner Geschicke und der Vertretung seiner Interessen in Anspruch. Soweit eine Mitwirkung Sehender stattfindet, die natürlich nach Lage der Dinge nie ganz wird entbehrt werden können, erfolgt sie als verständnisvolle Förderung und Ergänzung und vollzieht sich auf der Grundlage unbedingter Gleichberechtigung. Es wird also der Eindruck vermieden, daß der Sehende der Übergeordnete und der Blinde der Untergeordnete sei, es wird alles beseitigt, was dem letzteren das Gefühl des Bevormundetseins geben und ihn so an der vollen Entfaltung seiner Kräfte und Fähigkeiten im Dienste seiner Schicksalsgenossen und in letzter Linie der Allgemeinheit hindern könnte. Blindenfürsorge in jenem allgemeinen Sinn haben wir in Deutschland seit Jahrhunderten, in bestimmterer Form seit einem Jahrhundert, seit der Errichtung der ersten Blindenerziehungsanstalten. Blindenbewegung haben wir im wesentlichen erst seit etwa einem Jahrzehnt, seit der Gründung der ersten bedeutenderen Blindenvereine. Es ist hier nicht der Ort, eine geschichtliche Darstellung der bisherigen Entwickelung der deutschen Blindenbewegung zu geben, wenngleich manche Einzelheiten im Lauf der Ausführungen berührt werden müssen. Es handelt sich vielmehr nur darum, zu versuchen, den Zusammenhang dieser Bewegung mit der deutschen Gesamtkultur zu zeigen und ihre Bedeutung für diese darzutun.

Die deutsche Kultur der Gegenwart ist im wesentlichen *soziale* Kultur, d. h., sie ist begründet auf dem Begriff der unbedingten Zusammengehörigkeit aller Volkskreise und Volksgenossen und ihrer gegenseitigen Verantwortlichkeit. Es mag einzelne Herrenmenschen geben, die versuchen, soweit als möglich, sich diesem Zug der Zeit zu entziehen. Völlig vermögen selbst sie es nicht zu tun, und für das große Ganze spielen sie keine Rolle, so unangenehm sie sich im einzelnen Fall bemerkbar machen mögen. Der soziale Unterbau unserer Kultur ist zu fest gefügt, als daß er durch sie erschüttert werden könnte. Der soziale Geist hat in unserem öffentlichen Leben, in der Gesetzgebung wie im Volksempfinden, zu starken Eingang und Ausdruck gefunden, als daß er jemals wieder aus ihm verdrängt werden könnte. Selbst der Weltkrieg, der, was das Verhältnis der verschiedenen Völker zu einander betrifft, so unsagbar viel an Kulturwerten zerstört hat, brachte doch im Innern des deutschen Volkstums nur eine um so mächtigere Stärkung und Förderung dieses sozialen Grundcharakters seiner Kultur. Wie wäre es sonst möglich gewesen, von vielen, vielen Tausenden das Opfer ihres Lebens und ihrer Gesundheit, ihrer Existenz und ihres Familienglückes zu fordern, weil es der Schutz und die Erhaltung der Gesamtheit verlangten? Wie wäre es möglich gewesen, all' die Maßnahmen durchzuführen, die im Interesse der Allgemeinheit auf dem Gebiet der Volksernährung, der Warenbeschaffung usw. notwendig wurden, und die vielfach die allerempfindlichsten Eingriffe in das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen im Gefolge hatten? Wie wäre es aber auch möglich gewesen, daß alle Fälle, in denen sich Einzelne der allgemeinen Pflicht des Opferbringens zu entziehen und die Notlage ihrer Volksgenossen zu ihrem Vorteil auszunützen versuchten, vom ganzen Volk mit so unerbittlicher Schärfe verurteilt worden wären, wie dies tatsächlich der Fall war. Das alles war und ist nur möglich, weil eben, wie gesagt, der soziale Zug den wesentlichen Grundzug der deutschen Gegenwartskultur darstellt, und weil diesem Grundzug in den Erfahrungen und dem Erleben der jüngsten Zeit nicht etwa eine Erschütterung, sondern im Gegenteil eine starke Stütze erstand.

Das Grundprinzip aller sozialen Gesinnung und Betätigung ist der Gedanke, daß alle Volksgenossen das Recht haben, teilzunehmen an den materiellen und geistigen Gütern, welche die Volks- und Kulturgemeinschaft vermittelt, daß sie aber ebenso alle verpflichtet sind, ihren Beitrag an persönlicher Hingabe für das Wohl und den Bestand dieser Gemeinschaft zu leisten. Daraus ergibt sich dann von selbst die Forderung, daß solche Volksgenossen, die unter erschwerten Lebensbedingungen um ihren Anteil an den Kulturgütern zu kämpfen und ihren Beitrag zu dem Arbeitsertrag der Gesamtheit zu leisten haben, seitens der Allgemeinheit in ihrem Daseinskampf in besonderer Weise gefördert und unterstützt werden müssen. Aus

dieser Forderung begründen sich beispielsweise all' diejenigen Maßnahmen gesetzlichen und humanitären Charakters in unserem öffentlichen Leben, die dem Wohl derjenigen Volkskreise zu dienen bestimmt sind, welche gemeinhin als die „wirtschaftlich schwächeren" bezeichnet werden.

Doch was sollen diese allgemeinen Darlegungen mit den Blinden und der Blindenbewegung zu tun haben? Ganz einfach, sie sollen die Grundlage schaffen helfen, auf der es dem sehenden Leser möglich wird, zu beiden, zum einzelnen Blinden und zur organisierten Blindenbewegung die rechte Stellung und über beide das richtige Urteil zu gewinnen. Denn auch der Blinde ist Volksgenosse, der den Anspruch auf Anteil an dem Besitz der Gesamtheit und die Verpflichtung zum Beitrag an die Leistung der Gesamtheit hat. Dabei gehört er in hervorragendem Maße zu denjenigen Volksgenossen, deren Lebensgestaltung und Lebensleistung sich unter erschwerten, äußeren Bedingungen vollzieht.

Diese Auffassung räumt, sobald sie zum Durchbruch gekommen ist, mit allen möglichen Vorurteilen, aber auch mit aller möglichen gefühlsmäßigen Weichlichkeit dem Blinden gegenüber auf. Sie sagt dem Sehenden, daß der Blinde nicht gleich den Aussätzigen des Morgenlandes oder den indischen Parias von der Volksgemeinschaft ausgeschlossen und ausgestoßen sein soll, sondern daß sein Platz innerhalb der Volksgemeinschaft sei. Sie sagt weiter, daß es nicht dem guten Willen und dem warmen Herzen Einzelner überlassen bleiben soll, sich der Blinden anzunehmen, daß vielmehr eine Verantwortlichkeit der Gesamtheit für diese Volksgenossen besteht. Sie sagt aber auch, daß es nicht sein soll, in dem, der seines Sehvermögens beraubt, im übrigen aber gesund und kräftig ist, eine Drohne innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu erblicken, sondern daß auch von ihm eine Arbeitsleistung nach Maßgabe seiner Verhältnisse erwartet werden kann, die es dann gilt, nach Möglichkeit zu fördern und zu steigern.

Was eben das letztere betrifft, so hat uns auch hier gerade der Krieg, der uns so viele der fähigsten Arbeitskräfte aus allen Betätigungsgebieten für immer entrissen, darüber belehrt, daß wir alles, was an Arbeitskräften, was an geistigen Fähigkeiten und gewerblichen Fertigkeiten in unserem Volk noch vorhanden ist, nützen müssen, und daß für unsere Volkswirtschaft auch die scheinbar geringsten Kräfte nicht unbeachtet bleiben dürfen. In der Kriegsbeschädigtenfürsorge ist diese Auffassung allgemein maßgebend. Nicht minder aber ist es die Überzeugung, daß nur derjenige selbst wirklich innerlich befriedigt sein und sich als vollwertiges Glied seines Volkes, als ebenbürtigen Bürger seines Staates fühlen kann, der seinen Platz in der großen Werkstätte der deutschen Volkswirtschaft ausfüllt. Beides gilt in ganz besonderem Sinn von den Blinden und zwar ebensowohl von den Kriegsblinden, denen sich ja jetzt naturgemäß in besonderem Maß die öffentliche Aufmerksamkeit zuwendet, als von all' denen, die durch andere

Ursachen und schon vor längerer Zeit ihres Sehvermögens ganz oder zum größten Teil beraubt wurden.

Wenn sich so eine Verpflichtung der Allgemeinheit, sich um die Blinden zu kümmern und für sie einzusetzen, aus dem sozialen Charakter der heutigen deutschen Kultur und den besonderen Bedürfnissen der Zeit ableiten läßt, so liegen auch diejenigen Bestrebungen, die von den Blinden selbst ausgehen, und die darauf gerichtet sind, ihre Lage zu heben und ihre Leistungsfähigkeit zu fördern, durchaus auf derselben Linie. Eben daß sie den Weg der „Bewegung", des Zusammenschlusses, der Organisation gewählt haben, eben das entspringt und entspricht dem sozialen Zug der Zeit.

Wenden wir uns nun der Wirksamkeit der Blindenbewegung im einzelnen zu, so wird es wohl zweckmäßig sein, zunächst zu zeigen, in welcher Weise sich diese auf *wirtschaftlichem* Gebiet vollzieht. Denn das moderne Wirtschaftsleben bildet einen so wesentlichen Faktor der heutigen Gesamtkultur, daß die wirtschaftliche Seite der Sache im Rahmen unserer Darlegungen keinesfalls außer Betracht bleiben kann, wenngleich die wirtschaftliche Lage der Blinden innerhalb des vorliegenden Sammelwerkes an anderer Stelle und von anderer Seite noch besonders behandelt werden wird.

Wie unsere Volksverteidigung im Krieg auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht aller waffenfähigen Volksgenossen begründet ist, so ist die Volkswirtschaft des Friedens aufgebaut auf der allgemeinen Arbeitsleistung aller arbeitstüchtigen Glieder des deutschen Volkes. Wenn uns nun der Weltkrieg dazu führte, den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht bis in seine letzten Konsequenzen zur Durchführung zu bringen und zugleich die Wehrfähigkeit unseres Volkes und seiner einzelnen Glieder mit allen Kräften zu fördern, so werden uns die wirtschaftlichen Kriegswirkungen nicht minder nötigen, das Grundprinzip der allgemeinen Arbeitsleistung noch weit mehr, als es bisher schon geschehen, lückenlos zur Durchführung zu bringen und zugleich die Arbeitstüchtigkeit der Einzelnen möglichst zu stärken und ihre Arbeitsleistung zu steigern. Solange indessen derartige Bestrebungen nur von außen her an den einzelnen Menschen oder an bestimmte Menschengruppen und Gesellschaftskreise herantreten, wird ihr Erfolg wohl immer recht gering sein. Erst wenn die Menschen selber die Überzeugung von deren unbedingter Notwendigkeit gewonnen, wenn sie erkannt haben, daß diese Bemühungen in ihrem eigensten Interesse gelegen sind, und wenn sie sich dann zusammenschließen, um so selbst Träger jener Bestrebungen zu werden, erst dann ist deren Erfolg verbürgt.

Dieser Dienst ist es nun eben, den die deutsche Blindenbewegung auf wirtschaftlichem Gebiet für die Gesellschaftsschicht der des Sehvermögens beraubten Volksgenossen leistet. Sie will ihnen für das *wirtschaftliche Leben einen Rückhalt schaffen*, indem sie ihre Arbeits-

fähigkeit fördert, ihre Arbeitstüchtigkeit stärkt und steigert und ihre Arbeitsleistung für sie selbst und für die Volkswirtschaft möglichst ertragreich zu gestalten sucht, nicht zuletzt durch Erschließung neuer Arbeitsgebiete und Betätigungsmöglichkeiten. Dies geschieht einmal schon dadurch, daß der Zusammenschluß dem Blinden das Gefühl gibt: ich stehe mit den besonderen Schwierigkeiten, die mir in meiner Erwerbstätigkeit gerade als Blinder erwachsen, nicht allein. Dann aber hat die Organisation der breiten Öffentlichkeit gegenüber die Aufgabe der Aufklärung über die Leistungsfähigkeit der Blinden auf den für sie in Betracht kommenden Gebieten beruflicher Betätigung. Es ist eine Fülle von Vorurteilen, die da zu beseitigen sind, eine Menge von Mißtrauen und Unkenntnis, die es zu überwinden gilt. Dabei ist, wie immer, der Anschauungsunterricht das wirksamste Werbe- und Aufklärungsmittel, wie er beispielsweise in großzügigster Form durch die seitens des „Reichsdeutschen Blindenverbandes" bereits in mehreren deutschen Großstädten mit reichem Erfolg durchgeführten Ausstellungen geboten wurde.

Dabei ist sich die Blindenbewegung durchaus dessen bewußt, daß sie nur dann ein Recht hat, für die Arbeit der Blinden zu werben, wenn diese wirklich wertvolle Arbeit leisten. Darum wird immer wieder mit allem Nachdruck der noch weitere Ausbau der beruflichen Ausbildung der Früherblindeten, soweit diese den Blindenerziehungsanstalten obliegt, gefordert. In wirksamer Weise kam dieser Wunsch u. a. auf den beiden bisher abgehaltenen Deutschen Blindentagen (Dresden 1909 und Braunschweig 1912) zum Ausdruck. Aber auch auf direktem Wege wirkt die Blindenbewegung für die berufliche Weiterbildung ihrer Glieder. Als Beispiel kann hier die geradezu vorbildliche Wirksamkeit angeführt werden, die der „Verein der blinden Frauen und Mädchen" für die weiblichen Blinden in dieser Richtung entfaltet hat, eine Wirksamkeit, der denn auch der Erfolg beschieden ist, daß manche seiner Mitglieder schon heute auf dem Gebiet kunstgewerblicher Handarbeiten Leistungen aufzuweisen vermögen, die mit vollem Recht für sich die Bezeichnung „Qualitätsarbeit" in Anspruch nehmen dürfen.

Für diejenigen blinden Handwerker, welche die am meisten gebräuchlichen Blindenberufe, wie Korbmachen, Bürstenbinden, Rohrstuhlflechten, Seilerei usw. ausüben, ist naturgemäß die Regelung des Rohstoffbezugs und des Warenabsatzes von besonderer Bedeutung und ist auch mitunter mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Hier hat die Blindenbewegung einen Weg beschritten, der wiederum durchaus in der Richtung des sozialen Charakters unserer Gesamtkultur liegt, den des genossenschaftlichen Zusammenschlusses. Hier war u. a. bahnbrechend das Vorgehen des unter den im Reichsdeutschen Blindenverband vereinigten Vereinen bezüglich der Mitgliederzahl an erster Stelle stehenden Württem-

bergischen Blindenvereins durch Gründung einer besonderen Blindengenossenschaft. Diese letztere hat ihren Sitz in Heilbronn a. N., wird von zwei Blinden, einem kaufmännisch und einem gewerblich vorgebildeten, geleitet, beschäftigt sich sowohl mit dem Bezug von Rohstoffen, als mit dem Vertrieb von Fertigerzeugnissen, unterhält eigene Betriebswerkstätten und steht heute, obwohl erst wenige Jahre seit ihrer Gründung verflossen, in hoher Blüte.

Ist so für die eben erwähnten Berufsgruppen die Regelung der Rohstoffbeschaffung und des Absatzes ihrer Waren von ausschlaggebender Bedeutung für die Verwertung ihrer Fähigkeiten und Fertigkeiten, so kann für andere erwerbstätige Blinde eine geordnete örtliche Arbeitsvermittelung von besonderem Wert werden. Dies wird beispielsweise gelten für Musiker, Musik- und Sprachlehrer, Klavierstimmer, Masseure (soweit all' diese Berufe selbständig ausgeübt werden), für die Herstellung kunstgewerblicher weiblicher Handarbeiten usw. Auch hier hat die Blindenbewegung an zahlreichen Stellen schon wertvolle Einrichtungen geschaffen. Es sei als Beispiel nur die vom Blindenverein Hamburg in Verbindung mit der dortigen „Patriotischen Gesellschaft" ins Leben gerufene Arbeitsvermittlungsstelle genannt.

Die besondere Aufmerksamkeit der Blindenbewegung muß der Erschließung neuer Arbeitsgebiete für die des Sehvermögens Beraubten zugewandt sein, denn es ist keine Frage, daß die berufliche Betätigungsmöglichkeit der Blinden, zumal auf dem Gebiet der Handarbeit, bisher immer noch eine verhältnismäßig recht beschränkte war. Hier hat uns nun zweifellos der Krieg einen Schritt vorwärts gebracht. Die Notwendigkeit, den im Krieg Erblindeten eine angemessene Beschäftigung zu beschaffen, hat auf Grund praktischer Proben zu der Erkenntnis geführt, daß es bei der weithin durchgeführten Arbeitsteilung möglich ist, Blinde in industriellen Betrieben zu beschäftigen, und daß sich ihre Arbeitsleistung dem Gesamtarbeitsprozeß organisch eingliedern läßt. Erfreulich ist dabei der Umstand, daß durchweg darauf gesehen wird, die Blinden nur mit solchen Arbeiten zu betrauen, bei denen sie Leistungen zu erzielen vermögen, die denjenigen der Sehenden gleichwertig sind, und daß dann weiter der Grundsatz zur Durchführung kommt: für gleiche Leistung gleichen Lohn. Es wird die besondere Aufgabe der Blindenbewegung sein, dahin zu wirken, daß dieser Grundsatz den Blinden gegenüber Gemeingut der weitesten Allgemeinheit werde. Der Blinde soll nie und nirgends seinen sehenden Arbeitsgenossen gegenüber zum Lohndrücker herabgewürdigt werden. Einmal deshalb nicht, weil eine solche Stellung seiner selbst, wie derer, die sie ihm zuweisen würden, unwürdig wäre. Sodann deshalb, weil sie sein Verhältnis zu den sehenden Kollegen, auf deren Entgegenkommen er bei aller erstrebenswerten und erreichbaren Selbständigkeit in

tausend Kleinigkeiten doch immer wieder angewiesen sein wird, äußerst ungünstig beeinflussen müßte. Endlich aber darum, weil dem Blinden die wichtigsten Lebensbedürfnisse, wie Nahrung, Kleidung, Wohnung usw., für deren Bestreitung er durch seiner Hände Arbeit aufkommen muß, um nichts billiger zur Verfügung stehen, als seinen sehenden Volksgenossen. Es wäre ein unserer sozialen Kultur unwürdiger und mit ihr nicht zu vereinbarender Zustand, wollte man auf die Dauer auch nur *einen* ernstlich und ehrlich arbeitenden Mitmenschen innerhalb unserer Volksgemeinschaft durch eine unzureichende Entlohnung daran hindern, eine, wenn auch bescheidene, so doch befriedigende Lebenshaltung zu erreichen.

So ist's eine reiche Fülle von Aufgaben, die dem Zusammenschluß der Blinden in der deutschen Blindenbewegung zu lösen oder doch mit zu lösen gegeben sind, um es auf wirtschaftlichem Gebiet dem einzelnen Schicksalsgenossen zu ermöglichen, der Gesamtheit seinen Arbeitsanteil zu leisten und für sich selber sein täglich Brot zu verdienen.

Doch der Mensch lebt nicht von Brot allein, auch nicht der Mensch, dem das Schicksal den Sinn des Sehens vorenthielt oder raubte, und vielleicht gerade er am allerwenigsten. So wichtig für den des äußeren Augenlichtes Ermangelnden die Erreichung und Erringung einer einigermaßen befriedigenden und gesicherten *wirtschaftlichen Lage* ist, eben so unerläßlich erscheint gerade für ihn die Pflege des *geistigen Lebens*. Darum kann sich auch die Blindenbewegung keineswegs nur auf die Fragen und Aufgaben des wirtschaftlichen Lebens beschränken, sondern sie wendet ihre Wirksamkeit ebenso dem geistigen Gebiet zu. Sie sieht hier ihre Aufgabe darin, den Blinden für ihr *Gemüts- und Geistesleben* einen *Inhalt* zu geben, indem sie ihnen hilft, den ihnen gebührenden Anteil an den geistigen Gütern unserer Kultur zu erlangen und den dazu Befähigten es ermöglicht, sich selbständig, in einer ihren Anlagen entsprechenden Weise auf geistigem Gebiet zu betätigen.

Wie sehr die treibenden Kräfte der ganzen Blindenbewegung gerade auf geistigem Gebiet liegen, mag man u. a. aus der Tatsache ersehen, daß die erste und älteste bedeutendere deutsche Blindenorganisation, der „Verein der deutschredenden Blinden" eine ausschließlich zur Pflege geistiger Anregung und gegenseitigen Gedankenaustausches gegründete Gesellschaft ist. Die Verfassung und Geschichte gerade dieses Vereins ist übrigens so eigenartig und interessant, daß sie wohl geeignet sein könnte, von einem Akademiker zum Gegenstand seiner Doktorarbeit gewählt zu werden. Der Verein umfaßt das ganze deutsche Sprachgebiet. Er hält niemals eine Versammlung ab, sondern alle Vereinsgeschäfte werden ausschließlich auf schriftlichem Weg und ausschließlich von Blinden selbst erledigt. Es ist klar, daß zur Lösung ganz bestimmter Aufgaben, wie sie allmählich in den Gesichtskreis der Blindenbewegung traten, fester gefügte und bestimmter

begrenzte Organisationen erforderlich sind. So entstanden allmählich örtliche, provinziale und bundesstaatliche Blindenvereine innerhalb des Reichsgebietes, die dann ihre Zusammenstellung im „Reichsdeutschen Blindenverband" fanden. Dem „Verein der deutschredenden Blinden" aber bleibt das unbestrittene Verdienst, zuerst die Wege gewiesen zu haben zur Zusammenfassung der geistigen Kräfte der deutschen Blinden, und er hat auch heute noch, neben den anderen Organisationen innerhalb der Blindenbewegung seine besonderen Aufgaben zu erfüllen, unter denen nicht die unwichtigste diejenige ist, über die Reichsgrenzen hinaus die geistige Verbindung mit den Schicksalsgenossen im gesamten deutschen Sprach- und Kulturgebiet aufrecht zu erhalten.

Was der deutschen Blindenbewegung bei der geistigen Seite ihrer Bestrebungen ganz wesentlich zu statten kommt, das ist die Tatsache, daß sie hier nicht völlig von vorn anfangen muß, sondern daß sie Anknüpfungspunkte und Grundlagen vorfindet, auf denen sie weiterbauen kann. Die Bildungsarbeit, die in den deutschen Blindenerziehungsanstalten schon seit Jahrzehnten an denen geleistet wird, die in früher Jugend ihres Sehvermögens verlustig gingen, stellt ein achtenswertes Stück deutscher Kulturarbeit dar, und die Leiter und Lehrer dieser Bildungsstätten verdienen für ihr Wirken wärmsten Dank. Die hier erworbene Allgemeinbildung, die in vielen Fällen über das Durchschnittsmaß unserer Volksbildung hinausragt, hat die Blinden befähigt, sich selbständig zur Förderung ihrer Interessen auf materiellem wie auf geistigem Gebiet zu betätigen. Aber auch noch insofern besteht ein organischer, innerer Zusammenhang zwischen Blindenbildung und Blindenbewegung, als die letztere zu einem ganz wesentlichen Teil dem natürlichen Bedürfnis entspringt, für die Nichtsehenden diejenige gesellschaftliche Stellung zu erringen, die sie auf Grund ihres Bildungsgrades beanspruchen können und ihnen im Leben die Verwertung der Kenntnisse zu ermöglichen, die sie sich in ihrer Jugend erwarben. Zu den Früherblindeten kommt dann in der Blindenbewegung die große Zahl derer, die durch irgendwelche traurigen Umstände erst in reiferen Jahren das Sehvermögen verloren. Ihnen wendet sich das besondere Interesse der Blindenorganisation zu, um auch sie Anteil nehmen zu lassen an den geistigen Gütern, die dem Blinden zur Verfügung stehen und an den besonderen Bildungs- und Hilfsmitteln, die gerade für seine Bedürfnisse vorhanden sind. Eben auf diesem Gebiet zeigt sich in ganz besonderem Maß die segensreiche Wirkung des Zusammenschlusses derer, die ein gemeinsames, schweres Geschick verbindet. Denn niemand ist eher geeignet, dem Spätererblindeten in seiner Lage zurecht zu helfen, als derjenige, der sich schon länger in der gleichen Lage befindet und der darum in der Lage ist, ihm auf Grund eigener, praktischer Erfahrung, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Die Erfolge, die in dieser Hinsicht in der Blinden-

bewegung erzielt werden, könnten vielleicht den Wunsch gerechtfertigt erscheinen lassen, es möchten künftig Blinde in noch stärkerem Maß, als es bisher geschah, auch zur Ausbildung ihrer jugendlichen Schicksalsgenossen mit herangezogen werden.

Unter den den Blinden zur Verfügung stehenden Bildungs- und Hilfsmitteln, von denen vorhin die Rede war, nimmt ohne Frage das von dem Blinden Louis Braille (geboren 1809) für seine Schicksalsgenossen ersonnene, geistvolle Schriftsystem die erste Stelle ein. Diese Punktschrift, die mit den allereinfachsten äußeren Mitteln, die gewaltige Wirkung erzielt, dem Blinden das Lesen und Lernen von Werken der Literatur und Musik ohne fremde Hilfe zu ermöglichen, und die von ihm auch durchaus selbständig geschrieben werden kann, darf wohl in ihrer Art als ein Wunderwerk der modernen Kultur bezeichnet werden. Daß ein Blinder sie ersann, bildet eine Bestätigung des Grundsatzes, der eben in der Blindenbewegung seinen Ausdruck und seine Verwirklichung findet, des Grundsatzes, daß in erster Linie der Blinde selbst berufen und befähigt ist, mit zum Wohl seiner Schicksalsgenossen zu wirken. Daß es ein Franzose ist, dem wir jenes Schriftsystem verdanken, mag uns daran erinnern, daß es Kulturgüter gibt, deren Gemeinsamkeit auch durch die schärfste, zwischen den Völkern bestehende Feindschaft nicht zerstört werden kann. Im übrigen haben wir Deutsche auf der aus Frankreich übernommenen Grundlage in durchaus selbständiger Weise weitergebaut, haben uns ein eigenes Kurzschriftsystem geschaffen und die wertvollsten Werke der Wissenschaft und Literatur in dieses übertragen, und sie so den Blinden zugänglich gemacht. An der Erweiterung der ihnen zur Verfügung stehenden Literatur wird ständig mit größtem Eifer gearbeitet, vor allem von mehreren Blindendruckereien und Verlagsanstalten, deren Inhaber und Leiter selbst Blinde sind. Da die Blindendruckwerke auch bei Anwendung des Kurzschriftsystems immerhin noch ziemlich umfangreich sind, so ist ihre Anschaffung und Aufbewahrung für den einzelnen Blinden mit mannigfachen Schwierigkeiten verknüpft. Die Blindenbewegung hat daher mit Erfolg auf die Gründung großer Leihbibliotheken hingewirkt, von denen schon mehrere bestehen, und die von jedem Blinden kostenlos benützt werden können. Da in der Braille'schen Punktschrift kein Unterschied zwischen Schreib- und Druckschrift besteht, so ist es in diesen Bibliotheken auch möglich, solche Werke, deren Drucklegung nicht in Frage kommen kann, weil ein Bedürfnis für eine größere Auflage nicht besteht, handschriftlich zu übertragen. Außer den in Punktschrift vorhandenen Büchern erscheinen in ihr innerhalb des deutschen Sprachgebietes eine ganze Anzahl von Zeitschriften, deren reiche Mannigfaltigkeit ein Bild bietet von der Vielseitigkeit der geistigen Interessen unter den Blinden, worüber nachher noch ein Wort zu sagen sein wird. Besonders beachtenswert unter diesen Zeitschriften ist die

„Blindenwelt", die als Organ des Reichsdeutschen Blindenverbandes monatlich mit gleichlautendem Text in Punkt- und Schwarzdruck erscheint.

Neben der Tatsache, daß sie dem, dessen äußeres Auge umflort ist, es ermöglicht, sich mit fühlendem Finger die geistigen Schätze unserer Kultur zu eigen zu machen, liegt die Bedeutung der Punktschrift noch ganz besonders darin, daß sie dem dazu befähigten Blinden die Möglichkeit eröffnet, auf geistigem Gebiet sich selbständig zu betätigen. Sie bildet das wesentlichste und unentbehrlichste Hilfsmittel des blinden Gelehrten, Schriftstellers, Tonkünstlers, Komponisten usw.

Soweit es sich dann darum handelt, für Sehende zu schreiben, bedient sich der Blinde der Schreibmaschine, deren Beherrschung von ihm mit geringer Mühe erlernt werden kann, was von ganz besonderer Bedeutung auch für die Betätigung im kaufmännischen Beruf ist, die in wachsendem Maß für Blinde in Betracht kommt.

So sind die Hilfsmittel vorhanden, die dem Blinden eine seinen Fähigkeiten entsprechende und der Allgemeinheit zugut kommende, geistige Betätigung möglich machen und es fehlt auch nicht an begabten Blinden, die berufen sind, eine solche Tätigkeit auszuüben. Was diese aber vielfach hindert, das ist das mangelnde Zutrauen zu ihren Leistungen seitens der Sehenden. Noch mehr als dem nichtsehenden Handwerker wird dem blinden Geistesarbeiter sein Wirken durch das Mißtrauen und die Verständnislosigkeit seiner sehenden Mitmenschen erschwert. Hier hat die Blindenbewegung ein großes Feld ihrer Tätigkeit. Ihr fällt die große Aufgabe zu, durch Wort und Tat in der Welt der Sehenden aufklärend zu wirken, Vertrauen zu wecken zu dem Können der Blinden, und in immer weiteren Kreisen der Erkenntnis Bahn zu brechen, daß ein Mensch, der das äußere Sehvermögen verlor, darum doch imstande sein kann, auf geistigem Gebiet vollwertige Leistungen zu erzielen. Diese Aufklärungsarbeit liegt im Interesse der Allgemeinheit, nicht nur deshalb, weil sie einer Forderung der Gerechtigkeit den Blinden gegenüber entspricht, sondern vor allem darum, weil wir im deutschen Volk, zumal jetzt, da der Weltkrieg Tausende der Befähigsten unserer Volksgenossen hinweggerafft hat, alle Intelligenz, wo immer sie sich findet, nützen müssen. Das deutsche Volk kann sich heute in seinem eigensten Interesse nicht den Luxus leisten, irgend einen begabten Menschen nur um eines Vorurteils willen, das sich an ein äußeres Gebrechen knüpft, von einem Posten fernzuhalten, den er seinen Fähigkeiten nach auszufüllen imstande wäre.

Die Welt ist keine Kinderbewahranstalt, auch die Welt der Blinden ist es nicht. Der Mensch, dem das Licht des äußeren Auges erlosch, ist damit weder des Rechtes, noch der Pflicht und der Notwendigkeit enthoben, sich selbständig mit den Fragen und Strömungen des öffentlichen und geistigen Lebens auseinander zu setzen und auf Grund eigener Erfahrung

und Überzeugung zu ihnen Stellung zu nehmen. Dies Recht wird denn auch von den Blinden in vollem Umfang in Anspruch genommen und so bietet das Geistesleben in ihrer Welt genau dasselbe Bild bunter Vielgestaltigkeit und Mannigfaltigkeit, wie dasjenige in der Welt der Sehenden.

Das spiegelt sich auch in ihrem Zeitschriftenwesen wieder. Unter den im Punktdruckverfahren hergestellten, periodisch erscheinenden Druckschriften sind neben solchen, die der allgemeinen Unterhaltung und Belehrung dienen andere, die die Interessen einzelner Gruppen unter den Blinden pflegen. Erfreulich aber und ein Beweis für das hohe Maß von sozialem Verständnis und Zusammengehörigkeitsgefühl, das, aus Not und Leid geboren, den Blinden eigen, ist die Tatsache, daß jene Vielseitigkeit der Interessen im Einzelnen doch die Einheitlichkeit der Blindenbewegung im Ganzen bisher nirgends ernstlich gefährden konnte. In ihr fühlen sich alle in erster Linie als Blinde und wirken zur Wahrnehmung der allen gemeinsamen Interessen einmütig zusammen. Da steht der Pietist neben dem Sozialisten, der Katholik neben dem Freidenker, der Theosoph neben dem Monisten, der Pastor der Landeskirche neben dem freikirchlichen Prediger und alle wollen mit warmem Herzen und nach bestem Wissen und Gewissen gemeinsam wirken für das Wohl der Schicksalsgenossen. So bietet die Blindenbewegung zugleich das bedeutsame Bild einer alle Gegensätze des geistigen Lebens umspannenden und überbrückenden Kulturgemeinschaft.

Damit kommen wir auf das, was die Blindenbewegung auf sittlich-sozialem Gebiet bietet und bedeutet. Sie schafft einen Zusammenhalt derer, die dasselbe schwere Schicksal betroffen. Das bedeutet für den Einzelnen eine moralische Stärkung und für die Gesamtheit eine Förderung. Wenn irgendwo das Wort Geltung hat, daß geteiltes Leid halbes Leid sei, so bei denen, die das äußere Licht entbehren. Der Blinde, der ausschließlich mit Sehenden in Berührung kommt, wird sein Gebrechen in erhöhtem Maß drückend empfinden und ist in erhöhtem Maß der Versuchung ausgesetzt, mutlos zu werden. Erst im Zusammenschluß mit Schicksalsgefährten wird es möglich, durch gegenseitigen Austausch der Erfahrungen viele Schwierigkeiten des Einzellebens eher zu überwinden und im Einzelnen den Glauben zu wecken, daß auch er noch imstande ist, in irgend einer Weise wertvolle Arbeit für die Allgemeinheit zu leisten.

Zwar ist es in keiner Weise erwünscht und liegt keineswegs im Sinn und Interesse der Blindenbewegung, daß der Blinde etwa nur mit Schicksalsgenossen zusammenkommen sollte. Im Gegenteil muß sie wünschen und fordern, daß der einzelne Blinde sich in seiner sehenden Umgebung durchaus einlebt und in sie eingliedert, daß er sich als Berufsgenosse, als Gemeindeglied, als Staatsbürger unter seinen sehenden Mitmenschen fühlt und betätigt, denn nur so kann er deren Achtung gewinnen und sich selber eine befriedigende Stellung schaffen. Ferner wird es für

die Blindenbewegung nur von Vorteil sein, wenn fähige und führende Persönlichkeiten aus ihren Reihen auch an der Lösung allgemeiner Aufgaben des öffentlichen Lebens tatkräftig mitarbeiten. Sie werden sich dadurch einen geistigen Weitblick wahren, der ihnen auch bei ihrem Wirken in der Blindenbewegung von größtem Wert sein wird, und sie werden der Allgemeinheit praktisch vor Augen führen, was der Blinde zu leisten vermag und werden so zugleich am sichersten deren Achtung und Anteilnahme für die Blindenbewegung gewinnen. So wenig es aber wünschenswert ist, daß der Blinde *nur* mit seinesgleichen zusammenkommt, so unbedingt nötig ist es, daß er *auch* mit seinesgleichen Gemeinschaft hat. Denn es gibt für ihn eben eine Menge von Fragen, Aufgaben und Schwierigkeiten, die nur im Zusammenwirken der Schicksalsgenossen gelöst werden können. Die Kreise der Blindenbewegung sollen und wollen nicht Konventikel sein, wo man sich wehmütigem Weltschmerz und dumpfer Resignation hingibt, nein, sie sind Stätten, da der Einzelne immer auf's neue Kraft und Mut gewinnen soll für den Daseinskampf und die Aufgaben des Alltages. Alles, was geeignet ist, diese Kraft zu stählen und zu stärken, diesen Mut anzuregen und zu beleben, hat darum in den von der Blindenbewegung geschaffenen Kreisen sein gutes Recht. Nicht in letzter Linie zählt hierzu eine edle Geselligkeit.

Vor allem stellt aber doch die Blindenbewegung in der Zusammenfassung all' der von ihr geweckten und beeinflußten Einzelorganisationen und Bestrebungen eine große *Arbeitsgemeinschaft* dar. Es ist eine gewaltige Fülle von Arbeit, deren Bewältigung ihr zufällt. Dabei darf wohl eines beachtet werden. Wir stehen in der Blindenbewegung erst in den allerersten Anfängen. Das mag diejenigen ermutigen, die zaghaft zur Seite stehen, weil noch so gar wenig erreicht sei. Wenn man nur erst die Tatsache in's Auge faßt, daß wir eine deutsche Blindenbewegung erst seit verhältnismäßig sehr kurzer Zeit haben und sich weiter vergegenwärtigt, mit welch' gewaltigen Schwierigkeiten sie naturgemäß zu kämpfen hat, dann ist das, was von ihr bisher erreicht und errungen wurde, immerhin ein achtenswerter und ermutigender Anfang. Die Tatsache, daß wir erst in den Anfängen der Blindenbewegung stehen, mag aber denen zu denken geben, die sich durch deren vermeintliche Mängel von der tätigen Teilnahme an ihren Bestrebungen abhalten lassen. Kinderkrankheiten hat jede junge Bewegung durchzumachen, Mißverständnisse und Mißgriffe sind in der ersten Zeit eher möglich als später und ein gewisser Dilettantismus in manchen Dingen ist am Anfang unvermeidbar. Das alles aber wird am schnellsten überwunden durch die tatkräftige Mitwirkung aller dazu Berufenen und Befähigten.

Die großen und bedeutsamen Aufgaben, an deren Lösung sich die Arbeitstüchtigkeit der deutschen Blindenbewegung in der Gegenwart und

nahen Zukunft erproben muß, liegen ebensowohl auf praktisch-wirtschaftlichem, wie auf geistig-wissenschaftlichem Gebiet. Einige wenige mögen hier angedeutet sein. Hebung und Förderung der beruflichen Ausbildung und Weiterbildung der blinden Gewerbetreibenden, Ausbau des Genossenschaftswesens und der Arbeitsvermittlungsstellen, Erschließung weiterer Arbeitsgebiete und vermehrter Verdienstmöglichkeiten für Blinde auf allen Gebieten des Erwerbs- und Wirtschaftslebens, Konstruktion neuer zweckmäßiger Hilfsmittel und Apparate zum Gebrauch für Blinde, die gegebenenfalls durch den Erlaß von Preisausschreiben zu fördern wäre. Förderung des akademischen Studiums begabter Blinder, etwa durch Errichtung von Stipendien und Studienheimen für sie an größeren Hochschulen. Auf wissenschaftlichem Gebiet kommen beispielsweise in Betracht: eine immer klarere Erforschung der Ursachen und Wirkungen der Blindheit nach der physischen und psychischen Seite hin, insbesondere die Klärung des ganzen Gebietes von Fragen, das mit dem Begriff der Vererbung zusammenhängt, wohl auch die Behandlung der wieder besonders gearteten Verhältnisse und Bedürfnisse der Schwachsehenden und vieles andere mehr. Damit sind erst einige wenige Punkte aus dem reichen Arbeitsgebiet der Blindenbewegung angeführt. Doch schon diese wenigen werden zeigen, daß es sich hier um Aufgaben handelt, die nur durch die Blindenbewegung, d. h. unter tätiger Mitwirkung der Blinden selbst als der Zunächstbeteiligten und in diesen Dingen in erster Linie zur Führung Berufenen, gelöst werden können, zugleich aber um Kulturaufgaben, an deren Lösung die Allgemeinheit das lebhafteste Interesse haben und zu deren tatkräftiger Förderung sie sich moralisch verpflichtet fühlen muß.

Es bedarf wirklich des Zusammenwirkens aller Kräfte, wenn es gelingen soll, die Aufgaben zu lösen, die im Blindenproblem nach den verschiedensten Seiten hin beschlossen liegen. Auf kaum irgend einem Gebiet der sozialen und kulturellen Arbeit dürften so gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden sein, als gerade hier. Wer sich an die Lösung dieser Aufgaben, an die Überwindung dieser Schwierigkeiten heranwagen will, der muß einen starken Glauben, einen echten, ernsten, ehrlichen Idealismus haben. So stellt die deutsche Blindenbewegung zugleich eine G l a u b e n s g e m e i n s c h a f t dar, eine Pflegestätte des Glaubens an die sieghafte Macht des gottgeschaffenen Menschengeistes, ein Stück wahren deutschen Idealismus. Wir wissen, wie schon Organisationen, die im wesentlichen rein wirtschaftliche Ziele verfolgen, vielfach bemüht sind, ihren Bestrebungen einen gewissen idealen Unterbau zu geben, aus dem richtigen Gefühl heraus, daß diese so werbe- und wirkungskräftiger werden. Erst recht unerläßlich ist dies bei einer Bewegung, bei der es so sehr darauf ankommt, den sittlichen Willen und das Bewußtsein der eigenen Kraft bei den Zunächstbeteiligten zu wecken. Die Blinden sind sich der Grenzen ihrer Kraft zur Genüge

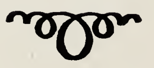
bewußt, und werden durch das Erleben des Alltags immer wieder schmerzlich genug an sie erinnert. Wenn sie trotzdem im Leben etwas leisten sollen und wollen, dann ist es für sie notwendig, sich immer wieder der Quellen ihrer Kraft bewußt zu werden, und diese liegen in erster Linie eben in dem Glauben, daß der Menschengeist befähigt und berufen ist, die größten äußeren Hemmungen und Schwierigkeiten siegreich zu überwinden, und daß der hohe Beruf der Blindenbewegung darin besteht, dies im Großen darzutun. Wer in der Blindenbewegung nur eine geringfügige Sache sieht, wird in ihr und für sie niemals etwas Wertvolles zu wirken imstande sein. Es kommt ganz auf die geistigen Augen an, mit denen man eine solche Sache ansieht. Man kann in dem Zusammenschluß von Menschen, denen das Licht des äußeren Auges erlosch, nichts weiter erblicken als „ein Häufchen Unglück". Aber man kann in ihm auch eine Gemeinschaft von solchen sehen, in denen sich der Menschengeist unter erschwerten äußeren Bedingungen doppelt wirksam und sieghaft erweisen will. Das ist die Betrachtungsweise, die allein zu Erfolgen führt. Sie sichert zugleich die Anteilnahme der Allgemeinheit für die Bestrebungen der Blindenbewegung, denn diese muß sich sagen, es ist Geist von unserem Geist, der in den Blinden unter äußersten Schwierigkeiten nach Entfaltung und Gestaltung ringt und zu höchsten Zielen strebt, und wir sind mit verantwortlich für seinen Sieg.

Denn die deutsche Blindenbewegung ist eine K a m p f g e m e i n s c h a f t. Ohne Kampf kein Leben, keine Entwickelung, kein Fortschritt, kein Sieg. Im Kampf werden neue Kulturwerte geschaffen. Das gilt auch für den Kampf der Blindenbewegung. Er wendet sich wider Vorurteil und Verständnislosigkeit, wider Nacht und Not. Es ist ein schwerer Kampf, den sie zu führen hat. Niemand soll sagen, es sei ja in der Blindensache alles in schönster Ordnung und es geschehe ja von allen Seiten so viel für die Blinden. Wir wissen, daß noch viel, sehr viel fehlt, und daß wir erst an den allerersten Anfängen dessen stehen, was geschehen muß. Wir wissen, daß in der Welt der Blinden, mehr als irgend sonst, viel stilles Heldentum, aber auch viel stilles Martyrium zu finden ist. Aber beides soll wenigstens nicht vergeblich sein. Darum kämpft die deutsche Blindenbewegung. Daß die siegreiche Durchführung dieses Kampfes eine wichtige Kulturaufgabe darstelle, daß sie eine Sache sei, die nicht nur die Blinden selbst, sondern die in letzter Linie das ganze deutsche Volk angehe, das war's, was ich durch meine Darlegungen zeigen wollte. Vielleicht darf ich es zum Schluß noch durch einen Vergleich zu veranschaulichen versuchen:

Während des Weltkrieges ist's, irgendwo fern in Feindesland. Eine Anzahl deutscher Kämpfer, die das Unglück hatten, in Gefangenschaft zu geraten, haben ein Lager bezogen. Leute aus allen Ständen und mit den verschiedensten Lebensauffassungen und Weltanschauungen hat hier ein ge-

meinsames herbes Geschick zusammengeführt. Aber sie verstehen es, aus der Not eine Tugend zu machen, schließen sich zusammen, organisieren einen Arbeitsdienst, richten Ausbildungs- und Fortbildungskurse aus den verschiedensten Gebieten des geistigen und praktischen Lebens ein usw. So wissen sie ihre Lage zu erleichtern und in dieser noch für die Allgemeinheit und die Zukunft nutzbringende Arbeit zu leisten. Die ferne Heimat aber hilft ihnen, so gut es irgend unter den durch die Verhältnisse bedingten Schwierigkeiten möglich ist, denn sie weiß: die da draußen gehören zu uns. Und das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Heimat, das Bewußtsein, bei aller räumlichen Entfernung doch an ihr einen geistigen Rückhalt zu haben, ist es auch, das die Gefangenen in ihrer schweren Lage aufrecht erhält und mutig weiter wirken und arbeiten läßt.

Der Vergleich mag in mancher Hinsicht hinken. Das tun alle Vergleiche. Immerhin werden Beziehungen zur Blindenbewegung im vorliegenden Fall nicht zu bestreiten sein. Auch hier sind Menschen, die aus den verschiedensten Lebenskreisen durch ein gemeinsames, herbes Geschick zusammengeführt, sich vereinigt haben, um so ihr Los erträglich zu gestalten und für die Allgemeinheit wertvolle Arbeit zu leisten. Auch sie sind Glieder des deutschen Volkes und haben darum ein Anrecht darauf, im ganzen Volk für ihre Bestrebungen einen Rückhalt zu finden. So ist die deutsche Blindenbewegung nicht eine Angelegenheit einiger Weniger, die für sich allein stände und von der Allgemeinheit nicht verstanden werden und unbeachtet bleiben könnte. Nein, sie ist eine Sache, die sich in das soziale Grundgefüge der deutschen Gesamtkultur der Gegenwart organisch eingliedert, und die eben darum das ganze deutsche Volk angeht.



Dreißig Jahre im grauen Nebel.

Von Georg, Droste, Heimatschriftsteller, Bremen.

Es gibt Dinge in unserm Leben, über die man eigentlich nicht gern öffentlich redet. Ich meine die rein persönlichen Erlebnisse, an denen zudem noch schwere seelische Kämpfe hängen. Um ein solches Erlebnis handelt es sich, wenn man in der Vollkraft seiner Jugend das Augenlicht verliert. Mir wurde dieses Schicksal zuteil. Als zwanzigjähriger Jüngling traf es mich, aber ich habe mich durchgerungen und stehe längst über meinem Schicksal.

Wenn nun heute der Ruf an mich ergeht, zu diesem Buche, dem schönen, gemeinnützigen Werke, einen Beitrag zu liefern, so tue ich dies trotz des eben Gesagten von Herzen gern, ja, ich halte es für meine Pflicht. Handelt es sich doch darum, anderen Schicksalsgenossen, denen das Dunkel noch so schwer, so fremd und erdrückend ist, zu helfen, zu raten und ihnen freundschaftlich die Führerhand für das neue Leben zu bieten. Ich glaube, dies am besten tun zu können, wenn ich meine Erfahrungen, die ich in heute genau dreißigjähriger Praxis als Blinder gesammelt habe, berichte. Ich möchte durch meinen Werdegang als Blinder beweisen, daß es lediglich darauf ankommt, wie man sich selbst sein Leben zimmert. Wenn wir es nur richtig anpacken, können wir trotz Dunkelheit, trotz grauen Nebels mit der Zeit soviel Licht und Sonnenschein in uns aufspeichern, daß Sehende uns darum beneiden, ja, daß wir ihnen sogar noch davon abgeben können. Freilich, wohlgemerkt: Nicht jeder Blinde ist so bestellt, und vor allen Dingen, man muß sich erst durchringen. Wie mir dies gelungen, möchte ich also erzählen. Ich werde mich dabei streng an die Wirklichkeit und Wahrheit halten und nichts hinzudichten oder phantastisch ausschmücken. Warum ich diese Bemerkung machen muß, wird schon am Schlusse meiner Ausführungen seine Erklärung finden.

Im Jahre 1866 wurde ich zu Bremen am schönen, grünen Weserstrom geboren. Unser kleines Häuschen mit dem roten Ziegeldach und den grünen Fensterläden lag in der Vorstadt unmittelbar hinter dem Weserdeich, traulich versteckt, und keine zweihundert Schritt vom Strome entfernt. Ein mächtiger alter Pappelbaum mit eisgrauer Rinde und einem gewaltigen grünen Kuppeldach stand genau vor unserem Hause auf dem Deich-

kopfe. Unter dem schattigen Blättergrün dieses Baumes, im Grase der Deichdossierung und im Ufersande der Weser habe ich mein Jugendparadies gehabt. Meine Knabenzeit war voll Sonnenschein, Freiheit und Lust. Mit Gras und Pappelbaum, mit Ufersand und Weidensträuchen, mit Vogel und Schmetterling stand ich auf Du und Du. Vor allen Dingen aber mit unserer Weser. Im Kampfe mit ihren Wellen im Herbststurm, ihren treibenden Eisschollen im Winter bin ich erstarkt, und manchmal hat sie mich auch recht unangenehm in ihre feuchten Arme genommen. Aber sie hat mich stets wieder frei gegeben, und dafür bin ich ihr dankbar. Wie der Inder tausend Kilometer pilgert, um an die Ufer des heiligen Ganges zu gelangen, so zieht mich noch heute eine magische Gewalt an die Weser. Mir fehlt etwas, wenn ich einmal an einem Tage nicht auf dem Deiche gewesen bin.

Meine Eltern waren schlichte, plattdeutsche Leute. Mein Vater betrieb ein kleines Handwerk, und wir lebten von der Hand in den Mund, wie man zu sagen pflegt. Ich hatte noch drei Geschwister, und da wir von Sonnenschein und Weserpoesie nicht satt wurden, so hockte denn manchmal auch Frau Sorge in dem kleinen Katen hinter dem Deiche. Ich besuchte die Volksschule. Da ich nun, wie man wohl sagt, „en behollern Kopp" hatte, so war mein sehnlichster Wunsch, Lehrer zu werden. Diesem Wunsche mußte ich aber entsagen, denn es fehlten die Mittel zur Ausführung. Es hieß also, einen Beruf wählen, in welchem ich sofort Geld verdiente. Kurz entschlossen ging ich am Tage nach meiner Schulentlassung in die Stadt und nahm einen Posten als Laufbursche in einer Buchhandlung an. Nach einigen Monaten setzte mich aber der Buchhändler freundschaftlichst an die Luft, und das kam so: Glückliche Umstände hatten es gefügt, daß mir eine alte englische Lehrerin Unterricht in ihrer Muttersprache erteilte. Als ich nun in meiner Buchhandlung einst in einer Ecke hockte und eifrig in einem englischen Buche las, bemerkte dies mein Prinzipal und meinte spöttisch: „Na, ob Du da hineinkuckst, oder die alte Katze!" Als Antwort las ich ihm fließend einige Sätze vor. Darauf faßte er mich beim Ohr und sagte: „Was tust Du Bengel hier denn als Laufbursche?" Vierzehn Tage später war ich schon als Kaufmannslehrling in einem Bremer Wollexportgeschäft.

Nun begann für mich eine Zeit eifrigen Strebens und Lernens. Galt es doch, in die Geheimnisse des kaufmännischen Betriebes, in Buchhaltung, Stenographie, Korrespondenz usw. einzudringen. Ich kann wohl sagen, daß ich darin mein bestes getan habe. Neben der geistigen Ausbildung versäumte ich nicht die körperliche, und ich verbrauchte meinen Überschuß an Kraft als eifriger Turner. Turner war ich mit Leib und Seele, und alle Freuden, die das gesellige Leben eines Turnvereins mit sich bringt, habe ich in einigen wenigen glücklichen Jahren in vollen Zügen genossen.

Zu diesen Freuden gehörten auch die auswärtigen Kreis- und Wettturnfeste, und auf einem solchen war es, wo für mich der Vorhang zum Lichttheater des Lebens fiel. Es war auf dem Kreisturnfeste in Jever. Inmitten des Festtrubels und all' der turnerischen Jugendlust legte sich plötzlich ein unheimlicher Schleier vor meine Augen, der sich bereits in den nächsten Tagen nach dem Feste zu einem grauen Nebel verdichtete. Ich muß jedoch, um nicht die falsche Meinung zu erwecken, daß das Turnfest die Ursache des Augenleidens gewesen sein könne, ausdrücklich betonen, daß ich bereits einige Tage vorher geringe Trübungen und Sehstörungen verspürte. Ich nahm diese Erscheinungen aber nicht ernst und machte das Fest noch mit. „Sehnervenentzündung" nannte mein Augenarzt den Fall, und er sei sehr ernst, sagte er und schickte mich in die Augenklinik. Aus Sonnenschein und Festtrubel in's verdunkelte Krankenzimmer. War das ein Kontrast!

Was die damalige ärztliche Kunst vermochte, wurde angewandt. Aber Wochen vergingen und Monate. Der Nebel blieb und hatte sich in dichter, weißgrauer Masse über das ganze Gesichtsfeld verbreitet. Durch Vermittlung meiner Prinzipäle wurden noch andere, wie man glaubte, geschicktere Ärzte hinzugezogen, aber ohne Erfolg.

Solange man sich als Augenkranker in den Kliniken herumdrückt, geht die Sache so leidlich gut. Man hält sich eben nur für vorübergehend augenkrank und zehrt von der Hoffnung auf endliche Genesung. Auch wird man sich innerhalb des Krankenzimmers der Schwere seines Schicksals garnicht recht bewußt. Dunkel ist es ja dort ohnehin, das weiß man, man tauscht sich aus mit Leidensgefährten, und die helfende Hand der Schwester ist immer bereit, dem Patienten sein Unglück nicht empfinden zu lassen. Aber dann kommt doch endlich der Augenblick, wo der Arzt die inhaltsschweren Worte „Entlassung, leider wenig Hoffnung auf Besserung" und dergleichen mehr ausspricht. Die tiefbetrübten Eltern oder sonstigen Angehörigen holen den Unglücksmenschen in ihr Haus, setzen ihn vorsichtig in die Sophaecke, und nun beginnt erst das eigentliche Elend. Die guten Verwandten jammern und klagen, oder sie versuchen zu trösten — und erst leise und kaum hörbar, dann aber lauter und lauter klingt ein Wort durch das Haus und weckt ein schreckliches Echo in der Seele des Hilflosen, das Wörtlein „blind". Ist's nicht so, Ihr tausende von Schicksalsgenossen, die Ihr mit mir Gleiches durchlebt habt? Ja, heute können wir darüber lächeln, nicht wahr?

So hockte ich nun zu Hause, ziellos, planlos, zwecklos. Was hatte denn das Leben noch für einen Inhalt, für einen Wert? Gar keinen! Geradezu erdrückend war das Gefühl, sich von dem ergrauten Vater und der rührend fleißigen älteren Schwester — die anderen Geschwister waren gestorben — ernähren lassen zu müssen. Krankenunterstützungs- und Invalidenkasse gab es damals noch nicht. Mein bischen Erspartes war durch ärzt-

liche Behandlung und den Aufenthalt in den Kliniken längst verbraucht. Meine Prinzipäle hatten getan, was sie für ihre Pflicht hielten. Ihr Interesse erlahmte und mein Bock am Kontor war durch einen anderen besetzt. Meine früher so zahlreichen Turn- und anderen Freunde hatten sich bis auf einige wenige Getreue verkrümelt und gingen scheu an meinem Hause vorüber. Der kleine Katen hinter dem Weserdeiche war längst verschwunden und hatte einer schloßartigen Millionärsvilla Platz machen müssen. Meine Eltern hatten das Weseridyll mit der Altstadt vertauscht, und wir wohnten in einem kleinen Mietshause in einer engen Gasse. Damals war mir der Abschied von der freien, grünen Welt schwer geworden. In meinem jetzigen Zustande war es mir gleichgültig, wo ich mein zweckloses Dasein fristete. Ob hier, oder dort, dunkel war's ja überall.

So schlichen in trostloser Öde und Einsamkeit die Tage dahin. Zu Eingang dieser Arbeit habe ich von Seelenkämpfen gesprochen. Sie fallen in diesen Zeitabschnitt. Das Gefühl der völligen Hoffnungslosigkeit, des Überflüssigseins wirkte nämlich derart auf meinen Gemütszustand, daß ich in dumpfes, melancholisches Brüten verfiel. Der gänzliche Mangel an geistiger oder körperlicher Beschäftigung war die Ursache dieser Erscheinung. Erst wie aus weiter Ferne flüsternd, dann näher und näher und lauter vernahm ich eine Stimme: Schaff dich aus dem Wege! Mach diesem zwecklosen Dasein durch einen Freitod ein Ende, dann sind deine Angehörigen die Last, dann bist du dich selber los!

Das war eine schreckliche Zeit. Die Gespenster verfolgten mich Tag und Nacht. Schwer habe ich mit ihnen gerungen, aber der gesunde Mensch in mir hat schließlich die Oberhand behalten. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu versichern, daß ich mich damals nicht „umgebrungen" habe, denn dann säße ich ja nicht hier an meiner Maschine und schriebe diesen Artikel. Was mich aber eigentlich zurückgehalten hat, die böse Tat auszuführen, das weiß ich nicht. Nur soviel ist mir erinnerlich, daß mir meistens der Gedanke kam, es sei doch schade, einen Körper mit solch' gesunden Organen und eisernen Muskeln zu vernichten. Will man es Feigheit nennen, ist's mir auch recht. Heute klopfe ich mir dafür auf die Schulter, daß ich damals so feige gewesen bin. Vielleicht hat mich auch das im Unterbewußtsein schlummernde Gefühl erhalten, daß ich doch früher oder später der Menschheit noch 'mal etwas nützen könnte. Vielleicht mögen auch äußere Dinge dazu beigetragen haben, daß der Wille zum Leben siegte und mich zur Lebensbejahung führte, denn wir tragen ja unser Schicksal nicht nur in uns, es tritt auch von außen an uns heran.

Wenn mir am allerbängsten so um das Herze war, dann sprang ich auf, irrte im Hause umher, vom Keller nach dem Hahnenbalken, und suchte Ablenkung und Beschäftigung. Ja, Arbeit! Und ich glaube auch bestimmt, sie war meine Trösterin, meine Retterin in der Not. Zunächst war es ganz

primitive Arbeit. Ich sägte und zerhackte Brennholz für den Hausbedarf. Anfangs zum Schrecken meiner Mutter, die recht kränklich und nervös war. Sie sah dann immer gleich abgehackte Finger, oder ganze Hände zwischen dem Holze liegen. Aber ich wußte ganz genau, daß ich von diesen kostbaren Körperteilen keines überflüssig hatte und nahm sie vor der Säge und dem Beil hübsch in Acht. Ein gutherziger Nachbar brachte mir eines Tages eine Handharmonika. Das alte Schifferklavier war fürchterlich asthmatisch und so ramponiert, als ob es bereits mindestens zwanzig Reisen über den Ozean mitgemacht hätte. Aber das war etwas für mich: Ablenkung, Beschäftigung! Und dann, oh das Glück! Am Weihnachtsfeste 1887 schenkte mir ein Jugendfreund eine Geige. Eine richtig gehende Geige! Diese Straduarius-Wunderschachtel hatte den enormen Preis von drei Mark und fünfundsiebzig Pfennige gekostet. Mehr hatte der gute Kerl nicht aufbringen können. Aber ich habe ihm den Liebesdienst nie vergessen, denn er hat damals meine Nacht erhellt.

Ich nahm hochbeglückt Harmonika und Geige, und indem ich sie liebevollst bearbeitete, bildete ich mir ein, ich bilde mich aus. Zum Kammermusiker selbstverständlich, denn ich hatte mir meine Dachkammer zum Konservatorium erwählt. Da ich damals keine blasse Ahnung vom „Stimmen" einer Geige hatte, so habe ich anfangs eine wahre Zaubermusik hervorgebracht. Wenn die heute aus einem deutschen Schützengraben klänge, ich glaube, die gegenüberliegenden Feinde würden Reißaus nehmen, ohne einen Schuß abzugeben. Doch mein Leben hatte wieder etwas Inhalt. Ich freute mich über mein Katzengewinsel, und wenn die Geige mir 'mal gar zu geheimnisvoll wurde, nahm ich meinen vorsintflutlichen Quetschkasten zur Hand. Der schien Kummer gewohnt zu sein und war schon gefügiger. Ernstlich tauchte in mir der Gedanke auf, durch Harmonikaspielen 'mal irgendwie Geld zu verdienen. Aber soweit habe ich es bis heute noch nicht gebracht. Es sollte auch alles ganz, ganz anders kommen.

Ja, Geld verdienen! Wie gern, wie schrecklich gern hätte ich zu meinem Lebensunterhalt beigesteuert! Meine gute Mutter ahnte nicht, wie schmerzlich es mir war, wenn sie gegen Ende der Woche ihre Kröten in die Schürze zählte und seufzte. Aber was sollte ich machen? Was konnte ich beginnen? Nichts, rein garnichts! Und doch kam mir plötzlich die Erleuchtung. Ein anderer wackerer Freund hatte mir mal einen Taler in die Hand gedrückt. Ich mußte ihm versprechen, niemand etwas davon zu sagen. Den Taler sollte ich anbrechen, wenn ich mir gelegentlich einen ganz persönlichen Wunsch erfüllen wolle. Ich hatte das Geldstück sorgsam versteckt, hütete mich aber, es auszugeben. Wär' auch schade d'rum gewesen, denn der Taler sollte sich als ein Hecketaler erweisen. Eines Tages kam mir eine Idee. Die Idee ist ja die Wünschelrute, die alle Schätze der Welt an das Licht zaubert. Meine Idee war: Handel treiben! Aber womit? Dieser Gedanke wurde

weitergesponnen. Es setzte eine Gehirntätigkeit ein, die geradezu wohltuend wirkte, denn sie hatte einen Zweck, einen realen Untergrund. Der Endzweck war, daß ich mir einen Handelsartikel ausdachte. Endlich verfiel ich auf — Streichhölzer.

Hier muß ich nun zunächst nachholen, daß ich schon häufig, und zwar in Begleitung eines treuen Führers, das Haus zu Spaziergängen verlassen hatte. Der Führer war mein Spazierstock. Anfangs war die Sache ein bischen schwierig, und sie konnte auch mal gefährlich werden, denn Hausecken, Laternenpfähle, Bäume, Fuhrwerke und leider auch so oft die lieben Mitmenschen gingen auf der Straße nicht immer aus dem Wege. Es hat in der ersten Zeit manchen Stoß und Puff, manche Beule, manche Anrempelung gegeben, und manche bittere Pille mußte hinuntergeschluckt werden. Doch ich ging immer wieder frisch d'rauf los, und Ohren, Füße und das lange Spazierholzfühlhorn werden mit der Zeit immer schlauer, spitzfindiger und erfinderischer. Zudem hatte ich den großen Vorteil, daß ich die Stadt so genau kannte wie meine Westentasche, Hindernissen aus dem Wege zu gehen vermochte und immer die vorteilhaftesten Straßenübergänge zu finden wußte. Wer wagt, gewinnt, und es wächst der Mensch mit seinen Zwecken. Wie vertraut werden einem mit der Zeit die Straßengeräusche, und wie selten kommt es vor, daß ein Blinder verunglückt! Doch nun weiter im Text. Ohne meiner Mutter etwas zu sagen, stiefelte ich eines Morgens los, meinen Taler in der Tasche und die Brust geschwellt von Hoffnung, von Unternehmungsgeist. Mein Ziel war unser Krämer. Ich wußte ihn zu finden, und mit Todesverachtung und amerikanischer Gründerenergie legte ich mein ganzes Kapital in Schweden an. Vierzig Pakete kaufte ich. Der brave Krämer gab sie mir zu seinem Einkaufspreise, acht Pfennig das Paket. (O schöne Zeit, o selige Zeit!) Die fehlenden 20 Pfennig erließ er mir als Skonto für Barzahlung. Na, um's kurz zu machen: Ich schleppte meine Ware zum Entsetzen der Mutter in's Haus, denn es war ihr begreiflicherweise schrecklich, daß der einst so hoffnungsvolle einzige Sohn sich zum Hausierer erniedrigte, aber ich ließ mich nicht zurückhalten und klopfte zunächst 'mal die Nachbarschaft ab. Der Erfolg übertraf alle meine Erwartungen. Bereits nach dreistündigem Türklinkenputzen war ich meine vierzig Pakete Schweden los, und aus dem Taler waren bare vier Mark geworden. Ich fieberte vor Freude und fühlte mich als selbständiger Handelsherr. Das Grundkapital wurde samt Gewinn wieder in Streichhölzern angelegt, diese abermals umgesetzt. Dann kamen neue Artikel, als Seife, Zigarren, Tabak usw. dazu. Der kleine Hausflur wurde mit Hilfe eines Tisches und einem Bücherbord als Verkaufsladen eingerichtet, und mein Taler hatte sich nach einigen Monaten bereits auf fast zweihundert Mark vermehrt. In jener Zeit schwamm ich in Seligkeit und unter Ein- und Verkauf, Rechnen, Kalkulieren und Anknüpfen von

neuen Handelsbeziehungen flogen die Tage nur so dahin. Es kamen Stunden, in denen ich fast ganz vergaß, daß ich kein Sehender war, und daß ich den grauen Nebel nicht mehr sah, trotzdem er vorhanden war. Ob ich es noch 'mal bis zum richtiggehenden Kaufmann gebracht haben würde, wenn ich in diesem Fahrwasser weitergeschwommen wäre, will ich dahingestellt sein lassen. Der Ausdruck dieses Gedankens soll aber keineswegs dazu bestimmt sein, beim Leser ein ungläubiges Lächeln zu wecken. Es gibt Blinde, die heutzutage Dinge leisten, die dem Sehenden unglaublich und märchenhaft erscheinen. Für meine Person hatte das von außen wirkende Schicksal erst noch einen weiten, weiten Umweg bestimmt, bis mich die innere Bestimmung auf den Platz gestellt hat, auf dem ich heute stehe. Eine lange Wüstenwanderung, die aber auch viele schöne Oasen mit lachendem Sonnenschein, duftenden Blumen und silbernen Quellen hatte, Quellen, aus denen Ströme der Liebe und der Freude flossen, eine solche Wanderung sollte mir noch zuteil werden.

Eines Tages trat ein älterer Herr in unser Haus. Er sprach sehr salbungsvoll, hatte aber ein sympathisches Organ und fragte mich, ob ich „der Blinde" sei, von dem man ihm erzählt habe. Er sei Stadtmissionar und wolle mir Trost, Rat und Hilfe bringen. Ob wir nicht gemeinschaftlich beten wollten, so recht inbrünstig zum Herrn, dann könne er garantieren, daß ich mein Augenlicht wieder bekommen werde. Hatte mich die Bezeichnung „der Blinde" schon verdrossen — in der ersten Zeit mag man eben dieses Wort nicht hören — so empörte mich die Zumutung geradezu. Ich war freireligiös erzogen und hatte mir durch entsprechende Lektüre und eigenes Nachdenken meine Weltanschauung gebildet. In diesem Sinne erwiderte ich dem alten Herrn und suchte ihm klar zu machen, daß nach den ewigen, göttlichen Naturgesetzen meine Sache unheilbar sei. Wenn man versuchen würde, mich gesund zu beten, so sei das ein eben solcher Unsinn, als wenn man daran gehe, ein hartgekochtes Ei weich zu beten. Wer aus dem Gebet für sich innere Festigung und Kraft schöpfe, der möge in Gottes Namen beten, aber bei mir sei nichts zu machen. Mein Gott sei eben ein anderer, als sein Kirchengott, und man könne doch nicht verlangen, daß ich mich auf die Heuchelei lege. Der alte Herr war natürlich verschnupft ob dieser meiner Rede. Er ließ aber nicht locker und ich spitzte die Ohren und wurde doch sehr interessiert, als er mir Folgendes mitteilte: „Ich habe in unserer Gemeinde einen Blindenverein. Es sind etwa zwanzig, alles nette, liebe Leute, und einen Posaunenchor haben sie auch. Alle vierzehn Tage haben wir Sitzung und jede Woche Übung. Kommen Sie zu uns, lieber Freund! Sie werden mit Liebe empfangen und von Freundschaft umgeben sein. Und wenn Sie blasen lernen wollen, sagen Sie es. Ich besorge Ihnen eine schöne Trompete." Damit ging er unter herzlichem Händedruck.

Das war rührend und machte mich stutzig. So tat er also doch das Gute um des Guten willen und nicht ausschließlich, um für seine Kirche Seelen zu gewinnen. Trotzdem ging ich nicht hin. Eine eigenartige Scheu hielt mich zurück. Aber der alte Herr kam wieder, kam noch zweimal, dreimal wieder, und endlich nahm er mich unter den Arm und brachte mich in den Blindenverein.

Ich bin ihm noch heute von Herzen dankbar dafür, denn es wurde mir zum Heil, wenn auch nicht in seinem Sinne. Aber ich war unter Schicksalsgenossen, und das wirkte gewaltig auf meine Seelenstimmung. Ein arabisches Sprichwort sagt: „Ein Buck'liger freut sich stets, wenn er einen Buck'ligen sieht", und wir nennen das: „Geteiltes Leid ist halbes Leid". Durch den Blindenverein eröffnete sich mir eine neue Welt. Die Mitglieder waren zwar zumeist ältere, gebrechliche Leute und lebten von Stuhlflechten, Harmonikaspielen und Unterstützungen. Aber von der heutigen, modernen Blindenbildung war fast nichts zu verspüren, doch gab es zu meinem Erstaunen ganz lustige Passagiere dabei. Dies zeigte sich besonders, nachdem die Vereinssitzung, natürlich mit Gebet und Gesang, geschlossen war. Dann fand in einer Kneipe noch unter den Edleren eine würdige Tafelrunde statt. Hier gaben sich die Schwerenöter, wie sie eben waren, und ich merkte bald, daß fast die ganze Gesellschaft im Verein heuchelte, oder, um's etwas gelinder auszudrücken, nur so mitmachte. Aber verurteilen wir sie nicht. Was sollten die armen Kerle machen, wenn sie nicht verhungern wollten. Reichsunterstützung kannte man nicht; das Publikum sagte mit scheuem Bedauern: „Ja, ein blinder Mann, ein armer Mann" und gab dem Harmonikaspieler einen Nickel, aber zum Handwerk des Blinden hatte man kein Vertrauen.

So hatte die christliche Kirchengemeinde die Fürsorge für die Blinden übernommen, tat ihnen Gutes, und ich muß bekennen, daß auch mir der Blindenverein zum Segen geworden ist. Ich erhielt eine Trompete und lernte blasen. Es gab natürlich zunächst Töne, als wenn ein besserer Nachtwächter auf einer Gießkanne tutet. Im Verein lernte ich später auch einige jüngere Blinde kennen, die schon die Blindenanstalt zu Hannover besucht hatten. Ich war zunächst sprachlos über ihre Fähigkeiten, die sie dort in dem Ausbildungsinstitut erlangt hatten. Sie konnten Körbe flechten, Klavierspielen und mit Hilfe der Flach- und Punktschrift sogar lesen und schreiben.

Diese Eindrücke wirkten mächtig auf mich. Auch wußten die neuen Freunde soviel des Guten und Schönen von der Anstalt zu erzählen, daß ich mich, nach vielem Zureden von allen Seiten, entschloß, ebenfalls in eine Anstalt zu gehen und etwas Rechtes zu lernen.

So waren die ersten drei Jahre vergangen, die ich als Lichtloser im grauen Nebel verbrachte. Ich habe die inneren und äußeren Erlebnisse

dieser kurzen Spanne Zeit des Langen und Breiten geschildert mit Rücksicht auf Spätererblindete, und denke dabei besonders an unsere so schwer betroffenen, wacker'n Kriegsblinden. Wer den Übergang vom Licht zur Nacht durchgemacht hat, der weiß ganz genau, wie Euch zu Mute ist, Ihr neuen Freunde und Schicksalsgenossen. Das geht nicht so glatt ab. Schwere Kämpfe und dunkle Stunden hängen daran, bis man sich durchgerungen hat, bis man sich aus der Nacht heraus wieder emporarbeitet zum Licht, zu einem neuen Leben. Dem einen fällt es leichter, dem anderen schwerer, das ist allemal eine Kraftfrage und läßt sich nicht verallgemeinern. Ebenso kommt es auf die Verhältnisse an, die uns umgeben. Es kommt darauf an, welche hilfreichen Hände sich uns entgegenstrecken, welche Mittel uns zur Verfügung stehen, uns den Kampf um's Dasein zu erleichtern. Mir ist dieser Kampf um's Dasein, bis auf die letzten Jahre, stets sehr, sehr schwer geworden, denn ich hatte kein anderes Kapital, als meine Arbeitskraft. Es würde natürlich zu weit führen, wollte ich nun in meinen Schilderungen in gleicher Ausführlichkeit wie bisher fortfahren. Das würde einen Band von mindestens dreihundert Druckseiten abgeben, und darum will ich in kurzen Zügen erzählen, wie ich es vom blinden Streichholzhändler bis zum Schriftsteller gebracht habe, der nicht nur in seiner engeren Heimat allgemein bekannt und angesehen ist.

Ich ging also auf einige Jahre in die Blindenlehranstalt und habe dort alle Freuden und Leiden einer solchen gründlich ausgekostet. Die Freuden bestanden darin, daß mir unter den hundert Schicksalsgenossen die Grillen zunächst einmal gründlich ausgetrieben wurden. Zum Nachdenken über sein vermeintliches Schicksal kommt man in einem solchen Betriebe überhaupt nicht. Der eine ist nicht mehr als der andere, und Blindheit ist ja unter den Zöglingen eben etwas selbstverständliches. In den Werkstätten, den Musikzimmern, in der Turnhalle, im Garten, kurz überall herrscht reges Leben. Lachen und Scherzen überall, genau wie unter Sehenden, ja, manchmal sind Blinde noch lustiger, als die mit dem Augenlicht. Es werden die toll'sten Dinger gedreht und Streiche ausgeheckt, die geradezu verblüffend sind. „Das ist glatt erfunden!" würde die Welt sagen, wenn man einiges zum besten geben würde.

Eine große Freude war es auch, als ich verspürte, welche Fortschritte ich im Stuhlflechten und in der Korbmacherei sowie im Lesen und Schreiben der Punktschrift machte. Auch in der Musik wurde ich weiter ausgebildet und lernte blasen, sowie Klavier und Geige spielen. Die kleinen Leiden, die man mit in den Kauf nehmen mußte, waren solche, wie man sie in jedem Internat, in jedem Massenbetriebe antrifft. Es fehlt die persönliche Freiheit, und die Rücksicht auf das individuelle Empfinden. Auch war das zwangsweise Mitmachen des bis zur Bewußtlosigkeit betriebenen religiösen Kult's recht lästig. Heute, da wir fünfundzwanzig Jahre weiter in der Ent-

wickelung sind, ist das natürlich alles anders geworden. Moderne Direktoren der Blindeninstitute pflegen heute Rücksicht auf die individuelle Freiheit zu nehmen. Das Dogma ist vielfach abgestreift, und mit Freude und Wohlwollen bemerken die Direktoren und Anstaltslehrer, wie sich ihre ehemaligen Zögilnge nach ihrer Entlassung in freier Entwickelung selbständig durch das Leben bewegen.

Von diesem Drange war ich auch beseelt, als ich meine Ausbildung als Korbmacher erlangt hatte und in meiner Vaterstadt mich selbständig machte. Meine gute Mutter war inzwischen gestorben, der Vater war recht gebrechlich geworden, und die Schwester hatte geheiratet. So stand ich so gut wie verlassen. Ich lieh mir von der Blindenvereinskasse zwanzig Mark, kaufte dafür Rohr und Weiden und begann auf die Suche nach Arbeit zu gehen. So war mein Anfang als Handwerker. Ein Jahr später war ich Inhaber eines Korb- und Bürstenwarenladens in der Altstadt. Drei Jahre lang führte ich mein Geschäft allein, ohne jede fremde Beihilfe. Den Verkauf besorgte ich ebenfalls selbständig, denn ich hatte meine Waren in Blindenpunktschrift mit Preisen versehen, Eine kleine Werkstatt war neben dem Laden, und an Arbeit hat es selten gefehlt.

Von dem paradisischen Gedanken beseelt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, suchte ich mir eine Lebensgefährtin und habe auch eine gefunden. Sie ist es noch heute, nach 22 Jahren. Da sie meine sogenannte bessere Hälfte, also ein Teil meines eigenen Ich ist, so will ich, eingedenk des Sprichwortes vom Eigenlob, von ihr nicht weiter reden. Soviel kann ich aber verraten. Es kann ein Blinder nichts Gescheidteres tun, als sich verheiraten. Es gibt für ihn keinen besseren Kameraden, keinen treueren Freund und zuverlässigeren Führer und Gehilfen als die Frau. Daß diese gesund und vor allen Dingen sehend sein muß, ist selbstverständlich. Ein unverheirateter Blinder aber wird immer ein einsamer Zaungast des Lebens bleiben, denn nach der ewigen Weltordnung ist doch unser Daseinszweck, unsere Urbestimmung die Fortpflanzung der Art. Meiner Ehe sind fünf gesunde Kinder entsprossen. Gesund! Ja, „unberufen, unbeschryen!“ Der älteste Junge muß nächstens Soldat werden.

Wie es nun kam, daß ich unter die Dichter ging? Auch das will ich noch kurz erzählen. Trotz schwerster Knochenarbeit, trotz treuester Mithilfe meiner Frau blieb doch die graue Sorge unser ständiger Gast. Ich habe im Laufe der Jahre für hiesige Schiffahrtsgesellschaften weit über zehntausend Kohlenkörbe hergestellt und in gar mancher stillen Nacht, wenn alles schlief, in einsamer Werkstatt gewühlt und geschuftet. Aber es mußte sein, denn die Kinder wollten leben. Und merkwürdig ist es, daß ich gerade durch die Kinder zum Schreiben und dadurch in bessere Verhältnisse gekommen bin. Bei der Arbeit pflegte ich ihnen Geschichten, meistens meine Jugenderlebnisse, zu erzählen. Wie von einer höheren Eingebung getrieben,

brachte mich meine Älteste auf den Gedanken, diese Jugenderinnerungen ihr zu diktieren und durch sie zu Papier bringen zu lassen. (Ich habe diese Tatsache ausführlich in dem Vorworte zu meinem ersten Buche „Achtern Diek" geschildert.) So ist dies Buch entstanden, auf Flicken und Lappen niedergeschrieben, unter Kinderlärm und Werkstattprosa. Und doch hatte ich Glück damit. Mit Zittern und Bangen gab ich es im Selbstverlag heraus. Das Druckrisiko, die Riesensumme von mehr als 300 Mark, mußte ich selbst tragen. Aber meine Bremer ließen mich nicht im Stich. Aufmerksam gemacht durch eine wohlwollende Presse-Besprechung des Herrn Professors Noltenius, der die hiesige Blindenfürsorge leitete, kauften sie das Buch. In sechs Wochen waren die ersten tausend Exemplare vergriffen, und ich war im Besitze von mehr als Sechshundert Mark in barem Geld. Seit meiner Kontorzeit hatte ich nicht soviel auf einem Haufen gesehen, und soviel Glück konnte unser bescheidenes Haus kaum fassen.

Das schmeckte nach mehr, und ich begann, ein zweites Buch zu diktieren. Als Junge hatte ich ab und zu meine Schulferien im Moor bei unserm Torfbauern verlebt. Jetzt griff ich in die Vorratskammer meiner Erinnerungen aus dieser Periode, und es entstand das zweite Buch: „Im Rodenbusch-Haus", ernste und heitere Bilder aus dem Moor. (Verlag von O. Melchers, Bremen.) Hatte ich mich im „Achtern Diek" streng an die Wahrheit gehalten, so wurde ich nun schon dreister und habe in dem Moorbuch bereits stark fabuliert. Erfolge geben Mut. Auch dies Buch wurde gut aufgenommen, und ich diktierte weiter und immer weiter. Da ich das Plattdeutsche gut beherrsche, so beeinflußte mich ein bekannter Bremer Sprachforscher dahin, ausschließlich in dieser meiner Muttersprache zu schreiben. Ich tat dies, sandte Artikel an die „Bremer Nachrichten", „Heimatblätter" und „Kalender", und erlebte die Freude, daß ich nie eine plattdeutsche Arbeit zurück erhielt. Alle sind stets abgedruckt worden.

Diese Arbeiten, ernste und heitere Erzählungen, wurden später zusammengestellt, und so entstanden mein drittes und viertes Buch „For de Fierstunnen" und „Sunnenschien un Wulken". Letzteres enthält auch lyrische plattdeutsche Gedichte, da ich inzwischen auch darauf verfallen war, in gebundener Form zu schreiben.

Auch manches hochdeutsche Gedicht ist entstanden. Eines derselben möge hier dem geneigten Leser als Probe dargereicht sein:

Heidandacht.

O heil'ge Einsamkeit der Nacht! Erhab'nes Dunkel,
Das mich umfängt im weltvergess'nen Heideland.
Kein schimmernd' Mondlicht und kein flimmernd' Sterngefunkel.
Du Reich der hehren Finsternis! Bin dir verwandt!

In ihrem Schlummer will ich die Natur belauschen,
Vielleicht werd' ich beim Wachen sie dann ganz versteh'n.
Ganz leise tönt' aus dunk'ler Fern' ein seltsam Rauschen,
Kaum hörbar in des sanften Nachtwind's Weh'n.
Das ist der Atemzug der fernen Waldesbäume.
So flüstert die Natur ihr frommes Nachtgebet.
Stumm lauscht die weite Heide rings, als ob sie träume
Von einem Geist, der schaffend durch das Weltall geht.
Von jener Grundmacht, die wir nie ergründen,
Ob wir auch selbst ein fühlend' Teil der Urkraft sind.
Du, „Herr der Schöpfung", forsch' auf Höhen und in Schlünden!
Bei allem Wissen bleibst du doch ein fragend Kind. — —
Jetzt steigt der Mond. Ein silbern blinkend Fragezeichen —
So schleicht er lächelnd über'm schwarzen Waldessaum,
Erleuchtend mit dem Silberglanz, dem ewig gleichen,
Sich seine ew'ge Bahn im weiten Ätherraum.
Doch lichtlos bleibt ein majestätisch großes Dunkel.
Ob leuchtend dir die Sonne lacht, du Menschenkind!
Bei mildem Mondesglanz, bei hehrem Sterngefunkel:
Du bist zwar sehend, und doch bleibst du ewig blind. —

Allemal, wenn ich glaubte: Nun hast du ausverkauft und weißt nichts mehr, entstand doch wieder etwas Neues. Bald war es die Jahreszeit, die mich zum Schaffen anregte, bald löste das Ticken einer alten Uhr, das Knarren einer Schranktür, der Gesang der Vögel oder das Sausen des Windes die Stimmung zu einem neuen Gedicht oder einer Erzählung in mir aus.

Inzwischen hatte auch meine Schreibmethode eine andere Wendung genommen. Durch Vermittelung des Herrn Prof. Noltenius kam ich zu einer Schreibmaschine. Es war die Pichtmaschine. Da sie in Verbindung mit der Punktschrift ist, so beherrschte ich sie im Handumdrehen, und nun hatte ich gewonnen Spiel. Ich war nicht mehr auf die Hilfe anderer angewiesen, das oft lästige Diktieren und beim Plattdeutschen meistens auch Buchstabieren fiel weg, und frei und selbständig schrieb ich meine Manuskripte und arbeitete mit Hochdruck. Im Jahre 1913 gelang mir der sogenannte große Wurf: „Ottjen Alldag un sien Kaperstreiche", En plattdütsch Kinnerleben an'r Waterkante". Dieses Werk erschien als Tagesroman in ca. 8000 Zeilen in den „Bremer Nachrichten" und dann in Buchform in einer Auflage von zunächst 3000 Exemplaren im Niedersachsen-Verlag. Diese Auflage war im Nu vergriffen und eine zweite mußte folgen. Im nächsten Jahre brachte ich die Fortsetzung dieses Entwickelungsromans unter dem Titel „Ottjen Alldag un sien Lehrtied", Een Vertellsel ut'n Bremer Kopmannsleben. Diese erlebte das gleiche Schicksal

wie sein Vorgänger. Da ich neben meiner Schriftstellerei auch ungezählte Vortrags- und Vereinsabende abgehalten habe, so darf ich wohl ohne Überhebung sagen, daß ich durch mein literarisches und rhetorisches Schaffen eine der populärsten Persönlichkeiten in Bremen geworden bin. Die körperliche Arbeit habe ich längst aufgeben dürfen.

Und nun hoffe ich, daß es mir gelungen ist, durch diese Skizze ein Bild meines wechselreichen Lebens zu geben. Vor allen Dingen wollte ich durch meinen Werdegang als Blinder zeigen, wie es uns gelingen kann, aus einem Körper mit nur vier Sinnen aus eigener Kraft einen ganzen Menschen, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu machen. Darum, Ihr lieben neuen Freunde, die Ihr durch den furchtbaren Krieg in die Nacht gekommen seid: Nicht verzagt, Kopf hoch und Brust voraus! Faßt neuen, frischen Mut zum Leben! Es bietet trotz des Dunkels noch so viel Schönes, soviel Sonnenschein! Vor allen Dingen: Habt Selbstvertrauen! Bedenkt, daß in Euch noch rätselhafte Kräfte schlummern, die Ihr selbst noch nicht kennt, die noch erst geweckt werden müssen. Sie werden geweckt durch Betätigung am Leben, durch Arbeit, sei sie nun geistiger oder körperlicher Art. Nur so wachsen Euch wundersame unsichtbare Fühlhörner, die sich zum Lichte recken und Euch zum Leben und zur Freiheit führen. Schließt Euch Euren älteren Schicksalsgenossen an! Sie kennen das Leben und können Euch zeigen, wie man am besten die Pfade des Lebens im Dunkeln wandelt. Sie reichen Euch die Bruderhand, wollen Euch raten und helfen und rufen Euch von ganzem Herzen ein „Heil und Sieg" und „Volldampf voraus zum neuen Leben!" zu.



Aus dem Reich der Lichtlosen.

Von Leutnant a. D. Lothar Gäbler-Knibbe.

Wie schwer auch der furchtbare Krieg mit allen seinen Begleiterscheinungen für uns ist, so übt er doch auf vieles in und um uns eine recht heilsame und günstige Wirkung aus. Gar manche oberflächliche Ansicht wird vertieft oder geändert und nicht selten macht sich ein reges Interesse bemerkbar für Dinge, die früher ganz fern zu liegen schienen. Die Frage nun, wohin sich unsere stärkste und zugleich würdigste Teilnahme wendet, ist wohl unschwer zu beantworten; es sind doch die heldenhaften Vaterlandsverteidiger, die ihr Blut für uns opferten. Stolz erhobenen Hauptes zogen sie hinaus, doch nicht jeder kehrt so zurück. Allenthalben sehen wir diese Wackeren, denen unser Dank gebührt, gestützt auf Stöcke oder gar völlig zum Krüppel gemacht. Hin und wieder fällt unser Auge auf eine feldgraue Gestalt, von liebevoller Hand geleitet. Eine dunk'le Brille oder Binde verdeckt die Augen, und nicht ist sie bestimmt, dem grellen Schein des Sonnenlichtes Einhalt zu gebieten. Dem unsicheren Gang merkt der Kundige an, daß der Brave noch nicht lange des Führers bedarf. Er hat sein Augenlicht auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Man verlangsamt unwillkürlich seine Schritte, und tiefstes Mitgefühl und der brennende Wunsch, zu helfen, wallt wohl in jedem auf. Im Weitergehen und in der Stille des Hauses denkt man dann noch einmal an den Blinden und das ihm bevorstehende Geschick, und man stellt fest, daß man recht wenig von dem Leben und Treiben des Blinden weiß: Blindenanstalten, blinde Handwerker, Musiker und Hausierer — weiter erstrecken sich im allgemeinen die Kenntnisse nicht. Manchem wird es daher lieb sein, etwas näher in dies für ihn so unbekannte Gebiet eingeführt zu werden.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts prägte Schiller das Wort in Wilhelm Tell: „Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück." Damals war dieser Ausspruch voll und ganz berechtigt. Der Blinde, als Objekt der allgemeinen Mildtätigkeit und des öffentlichen Mitleides, fristete nur kümmerlich sein Leben durch Spenden von milder Hand. Nur selten verstand er es, sich aus eigenen Kräften zu erhalten und seine wirtschaftliche Lage zu verbessern. Erst am Ende des auf vielen Gebieten so fruchtbaren 18. Jahrhunderts hatte die Menschheit die Verpflichtung empfunden, für die so hart vom Schicksal Angefaßten zu sorgen. Wohl

waren es anfangs nur Blinde selbst gewesen, die, vom brennenden Wunsche beseelt, ihren Schicksalsgenossen zu helfen, sich damit beschäftigten, durch mancherlei Erfindungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Erwerbslebens die gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung der Lichtlosen zu heben. Aber mit welchen Schwierigkeiten mußten sie da kämpfen! Ein Rückblick auf die Gesetzgebung des Mittelalters und der frühen Neuzeit zeigt uns, wie gering das Verständnis der Regierung für das Wesen und die Eigenart der Blinden war. Das altfriesische Recht bestimmte sogar eine Enterbung jedes Blinden noch bei dessen Lebzeiten und man gönnte ihm nur Anspruch auf Lebensunterhalt, den ihm seine Verwandten gewähren mußten. Das deutsche Lehnsrecht sprach einem Blinden die Fähigkeit zu erben ab; dieser Grundsatz aber wurde im allgemeinen durch das später eindringende lombardische Gesetz verdrängt. Für die Kurfürstentümer bestimmte die goldene Bulle 1356, daß alle mit einem famosus et notabilis defectus behafteten Personen von der Sukzession auszuschließen seien. Im Gegensatz hierzu erklären die meisten neueren Verfassungen, daß Blindheit nicht den Ausschluß von der Thronfolge bedingt, und es sei hier an den blinden König Georg V. von Hannover erinnert. Wie auf die gesamte Rechtspflege überhaupt die Einführung des römischen Rechtes einen günstigen Einfluß hatte, so brachte sie namentlich dem Blinden eine wohlverdiente Förderung seines persönlichen Ansehens; denn es bestimmte die Beseitigung aller öffentlichen und privaten Beschränkungen seiner Rechtsfähigkeit.

Von einer behördlich geregelten Blindenfürsorge des Altertums besitzen wir keinerlei Kenntnisse, und es wird eine solche wohl auch nicht vorhanden gewesen sein. Es ist jedoch interessant, zu erfahren, daß der Blinde trotz seiner augenscheinlichen Vernachlässigung und Nichtachtung bei den Völkern des klassischen Altertums eine bemerkenswerte Stellung eingenommen hat. Man glaubte, daß der Nichtsehende von einer außergewöhnlichen, fast überirdischen Kraft und Geistesstärke bewohnt sei. Die Sage berichtet mit Vorliebe, daß berühmte Geistesgrößen der Griechen und Römer des Augenlichtes entbehrt haben. Es braucht hier nur an die Namen des Dichters Homer und des Sehers Tiresias erinnert zu werden. Nur wenig dürfte es bekannt sein, das Cicero den blinden Gelehrten Diodotos lange Zeit als Freund und Lehrer zum Hausgenossen bei sich gehabt hat. Mit dem Fluch der Götter wurde dem gedroht, der Blinden den falschen Weg wies, und voller Scheu sprach man bei der Begegnung mit einem solchen das für den Anblick der Toten bestimmte Gebet.

Die tiefste Stellung nahm aber der Blinde im Mittelalter ein. Gehetzt und verachtet, mißhandelt und ausgebeutet, fristete er ein elendes Paria-dasein. An geistige oder berufliche Ausbildung war natürlich nicht zu denken, und man hielt den Nichtsehenden nur für fähig, den demoralisieren-

den Beruf des Bettlers auszuüben. Den ersten Schritt zu einer geregelten Blindenversorgung machte Ludwig der IX., der Heilige, nach dem Kreuzzuge durch Gründung eines Blindenhospitals in Paris im Jahre 1260. Von anderer Seite wird behauptet, daß der französische König das schon früher gegründete Hospital nur durch eine jährliche Rente unterstützt habe. Auch berichtet die Legende, daß in diesem „Blindenheim" vorzugsweise die auf dem Kreuzzug Ludwigs IX. erblindeten Krieger Aufnahme gefunden hätten. Im folgenden Jahre entstand auch in London das erste Blindenasyl. So mußte denn der Blinde lange Jahrhunderte hindurch froh sein, wenn ihm ein Obdach gewährt wurde. Sehr bezeichnend für die damaligen Zustände ist, daß in Frankfurt a. M. die Blinden und Lahmen sich zu einer Brüderschaft zusammengeschlossen hatten, um sich gegenseitig ihr schweres Los zu erleichtern, indem der Blinde dem Lahmen zur Stütze und dieser wiederum als Führer diente. Von einer geistigen Ausbildung der Blinden war natürlich keine Rede, doch machten sich hierzu schon Anregungen bemerkbar. Sehr interessant ist es, daß schon um das Jahr 1440 an der Nürnberger St. Sebaldus-Kirche ein blindgeborener Orgelvirtuose angestellt war. 1453 wurde sogar dem in frühester Kindheit erblindeten Kölnischen Universitätslehrer, Nicasius von Voerda, mit päpstlichem Dispens die Priesterweihe erteilt. Erasmus von Rotterdam spricht in einer im Jahre 1528 erschienenen Schrift über das Schreibenlernen Blinder durch Nachfühlen vertieft dargestellter Zeichen. Einen würdigen Nachfolger hatte Voerda in seinem Schicksalsgenossen Christoph Lutz, welcher 1587 an der Universität Tübingen zum Magister der Philosophie promoviert wurde. Fast unglaublich jedoch klingt die Nachricht, daß 1661 in Palermo eine Art Akademie für blinde Dichter und Musiker entstand. Als ein Genie unter den Blinden seiner Zeit überhaupt verdient der Professor an der Universität Cambridge, Saunderson, genannt zu werden, der 1740 ein großes Werk über Algebra, sein Lehrfach, herausgab. Auch Denis Diderot beschäftigte sich mit dem Problem der Blindenbildung. Seine Schrift hierüber: Lettre sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient ist in recht satirischem Tone gehalten. Im Jahre 1772 erfand der Mannheimer Privatgelehrte Niesen die ersten brauchbaren Lehrmittel für den Unterricht seines blinden Zöglings Weißenburg. Dieser fertigte sich zum Studium der Mathematik aus Draht gebogene Figuren, die auf Pappe aufgezogen waren. Die schwere Kunst der Flachschrift übte Weißenburg in einem mit verstellbaren Linien versehenen Rahmen, unter welchen einige Blätter nach Art des Durchpausens gelegt waren. Später erfand er die erste Lese- und Schreibmaschine für Nichtsehende. In den gleichen Jahren erwarb sich die Wienerin, Frl. von Paradies, hohe Verdienste auf diesem Gebiete. Sie konstruierte sich selbst Apparate zum Lesen, Schreiben und Notensetzen. Da für die Blinden natürlich nur erhabene, mit dem Tastsinn der Finger fühl-

bare Buchstaben in Betracht kamen, stellte sie solche aus starkem Metall her. Diese konnten zugleich zum Drucken benutzt werden, sodaß die Buchstaben reliefartig sich abhoben. Um beim Schreiben das Einhalten der Zeilen zu ermöglichen, legte sie über den Bogen ein Netz parallellaufender Drähte. Ihre geographischen Studien bewerkstelligte sie mit Hilfe von Landkarten, auf denen die Gebirge, Flüsse, Städte und Landesgrenzen durch Stickerei dargestellt waren. Mit dieser natürlichen Intelligenz verband sich bei dem jungen Mädchen, einem Patenkinde der Kaiserin Maria Theresia, eine hohe musikalische Begabung. Es wird uns berichtet, daß Frl. von Paradies die Kunst des Orgelspielens und Gesanges meisterhaft verstand und es wagen konnte, Konzertreisen nach Deutschland, Frankreich und der Schweiz zu unternehmen.

Wir wollen es als eine gütige Fügung des Himmels betrachten, daß auf der letzten Reise nach Paris die Österreicherin mit einem Manne zusammentraf, dessen Herz von dem brennenden Wunsche erfüllt war, den Lichtlosen, deren schmachvolle Erniedrigung er auf einem Pariser Vorortsjahrmarkt hatte erleben müssen, wo eine aus Blinden bestehende Kapelle zur Belustigung der rohen Volksmenge beitrug — die armen Opfer menschlicher Ausbeutungssucht waren in Narrenkostüme gekleidet und vollführten auf den sonderbarsten Instrumenten einen Lärm, der nicht die Bezeichnung „Musik“ verdient; der Kapellmeister trug zur Kennzeichnung seiner Würde ein Paar lange Eselsohren, — zu helfen und sie aus ihrem dumpfen Dahinbrüten zu heben. Hauy griff im Jahre 1784 einen blinden Bettelknaben auf, entschädigte ihn für den Ausfall seines Ertrages und begann ihn schulmäßig zu unterrichten. Nach wenigen Monaten führte er ihn einem geladenen Kreise vor, um das Interesse des Publikums für die Blindenbildung zu wecken. Sein Wunsch war von Erfolg gekrönt. Von allen Seiten flossen ihm Mittel zu, die es ihm ermöglichten, die Zahl seiner Schüler auf 12 und das vierfache steigen zu lassen. 1786 konnte Hauy es schon wagen, eine Anzahl seiner Schüler am Hofe in Versailles vorzustellen, wo sie infolge ihrer allseitigen Fertigkeiten große Bewunderung erregten. So war die erste Blindenanstalt der Welt entstanden. Nach der französischen Revolution wurde Hauy's Anstalt zu einem Staatsinstitut erhoben und erhielt eine jährliche Unterstützung. Nicht lange jedoch konnte sich der große Menschenfreund seines Werkes freuen, denn Napoleon I. entzog dem Institut wiederum die staatliche Beihilfe und hob es auf. Gebrochenen Herzens zog sich Hauy wieder in sein Privatleben zurück. Doch 1806 erhielt er einen Ruf Alexanders I. nach Petersburg, um dort ein Blindeninstitut zu gründen. Bei seiner Durchreise durch Berlin verstand er es, den damaligen König, Friedrich Wilhelm III., für die Idee der Blindenerziehung so zu begeistern, daß dieser trotz der schweren Zeit durch Kabinettsorder vom Jahre 1808 die Gründung einer Blindenanstalt verfügte. Im

gleichen Jahre fand die Eröffnung derselben in Berlin statt. So hatte auch in Deutschland die Blindenbildung ihren sieghaften Einzug gehalten. Mit der Gründung der ersten staatlichen Blindenanstalt war die Kugel ins Rollen gekommen. So erfolgte nun an zahlreichen Orten die Gründung von Blindenanstalten und 1858 wurden deren in Deutschland und Österreich schon 26 gezählt.

An dieser Stelle müssen wir einer die Gegenwart besonders interessierenden Tatsache gedenken. In den Befreiungskriegen 1813—1815 hatten etwa 500 preußische Krieger ihr Augenlicht verloren, weniger wohl durch Schußverletzungen, als durch ansteckende Krankheiten, denen man damals noch ziemlich machtlos gegenüber stand. Schon vor 100 Jahren hatten Patrioten die Empfindung, daß diesen so jäh aus einem schaffensfreudigen Dasein Gerissenen nicht mit bloßer Geldhilfe gedient sei. Aus milden Spenden wurden in den Städten Berlin, Marienwerder, Münster, Königsberg und Breslau Werkschulen errichtet, in denen die Erblindeten Anleitung zu Handarbeiten fanden. Der General Bülow von Dennewitz verzichtete zu Gunsten der Königsberger Anstalt auf seine Dotation im Betrage von 20 000 Talern. Das Königsberger wie das Breslauer Institut haben sich bis auf den heutigen Tag als Provinzial-Blindenanstalten erhalten, während die drei anderen nach Erledigung ihrer Aufgabe wieder aufgelöst wurden.

In den folgenden Jahren empfanden es die Regierungen immer mehr als ihre Pflicht, ihre Aufmerksamkeit der Blindenfürsorge zuzuwenden. Da eine zahlenmäßige Erfassung der Blindheit bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts noch nirgends versucht worden war, begnügte man sich, der Blindheit dort, wo sie augenscheinlich zutage trat, Aufmerksamkeit und Interesse zu widmen. Die in Preußen seit 1831 periodisch ausgeführten Blindenzählungen ließen, da sie selbständig durchgeführt wurden, kein deutliches Bild von der Häufigkeit erkennen. Später wurde die Feststellung der Blindheit bei der Ausübung der Volkszählung als zweckmäßig erkannt und durch die Verwendung von Zählkarten eine klare Übersicht erreicht. In all' diesen Fällen ist mit Genugtuung festzustellen, daß die Blindheit in steter Abnahme begriffen ist. Sehr deutlich geht dies aus folgender Tabelle hervor, deren Zahlen auf je 10 000 Einwohner berechnet sind:

	1900	1871
Preußen	6,3	9,3
Bayern	5,5	8,2
Sachsen	6,5	8,0
Württemberg . . .	6,0	7,0
England	7,9	9,8
Österreich	5,4	8,3

Die drei Volkszählungen in Preußen von den Jahren 1871, 1895 und 1905 stellen ein stetes Sinken der Blindenzahl fest, und zwar von 22 987 bis auf 21 422 nud 21 017. Unter den erwachsenen Blinden stellt natürlich das männliche Geschlecht ein höheres Kontingent, was durch die an Erblindungsmöglichkeiten reiche Berufstätigkeit des Mannes leicht erklärlich ist. Die Beobachtung, daß die älteren Altersklassen in höherer Ausdehnung durch die Blindheit heimgesucht werden, bestätigen nachstehende bei der Volkszählung von 1905 für Preußen berechnete Zahlen:

	Männlich	Weiblich
bis 5 Jahre	0,8	0,7
5—10 Jahre . . .	1,4	1,0
20—30 Jahre . .	3,3	2,3
40—50 Jahre . .	8,0	5,3
über 70 Jahre . .	54,6	55,9.

Eine vergleichende Statistik über verschiedene Länder durchzuführen, begegnet zahlreichen Hindernissen. In augenärztlich schlecht versorgten Gegenden oder wo wegen geographischer Schwierigkeiten, wie z. B. in Norwegen, der Arzt schwer zu erreichen ist, wird die Blindenziffer naturgemäß steigen. Auch die genaue Feststellung der Blindenanzahl eines einzelnen Staates ist nicht einfach. Die Fehlerquellen hierbei liegen in der Auffassung der Blindheit. Gibt es doch in den Blindenanstalten zahlreiche Personen, die sich noch einigermaßen optisch zurechtfinden können. Ihre Sehkraft aber reicht nicht zum Betriebe einer regelmäßigen Arbeit aus. Man wird daher solche mit Recht als blind bezeichnen, die auf fremde Hilfe angewiesen sind. Dies trifft aber auch schon zu, wenn der Betreffende noch die Finger in der Nähe zählen kann. Die Anzahl der Blinden dürfte in ganz Deutschland zurzeit etwa 35 000 betragen; hiervon entfallen etwa 21 000 auf das Königreich Preußen. Gegenwärtig hat diese Zahl einen starken Zuwachs durch die im Felde erblindeten Militärpersonen erfahren, deren Zahl von maßgeblicher Seite im Juli 1916 schon auf etwa 1500 beziffert wurde. Einen beschämenden Eindruck machen die Ergebnisse der letzten Berechnungen, nach welcher ungefähr 30 bis 40 % der Blinden in Deutschland nicht blind zu sein brauchten, da die Entstehung ihrer Blindheit zu vermeiden gewesen wäre. Sehr segensreich hat hier der seit langem eingeführte Impfzwang gewirkt. Ihm ist es zu verdanken, daß die durch Pocken hervorgerufene Blindenziffer von 35 % auf 0,3 % unter den jugendlichen Blinden gesunken ist. Hier ist also ein schlagender Beweis gegen die Impfgegner vorhanden. An anderen Krankheiten, welche Blindheit zur Folge haben können, sind Tuberkulose, Skrophulose, Scharlach und Lepra zu nennen. Leider wird vielfach, namentlich unter den niederen Volksklassen, der häufigen Augenentzündung der Neugeborenen immer noch nicht die nötige Aufmerksamkeit gewidmet. Auf diese Fahrlässigkeit ist auch eine

große Zahl der jugendlichen Blinden zurückzuführen. Dem traurigen Kapitel der venerischen Krankheiten sind 20 bis 30 % aller Blinden zuzuschreiben. Die unter dem männlichen Geschlecht mehr verbreitete Blindheit ist, wie schon erwähnt, durch die berufliche Tätigkeit begründet. Namentlich solche Arbeiter, die einem schroffen Beleuchtungswechsel ausgesetzt sind, oder mit flüssig spritzendem Metall in Berührung kommen, erleiden hierdurch oft den Verlust des Sehvermögens.

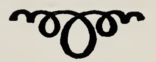
Die Tätigkeit des fortgeschrittenen Staates auf dem Gebiete des Blindenwesens darf sich nun nicht allein darauf beschränken, die Zahl der Blinden zu ermitteln, ohne die Ursachen des Gebrechens zu bekämpfen, sondern sie gipfelt in der vornehmsten Aufgabe der Blindenfürsorge, welcher sich in folgendem die verdiente Würdigung zollen will.

Bei dieser Fürsorge seitens des Staates ist es bemerkenswert, daß sie sich, sofern geistige und gewerbliche Ausbildung in Frage kommt, in erster Linie den Blindgeborenen und den im frühen Alter Erblindeten zuwendet. Für den später Erblindeten hingegen ist es schwer, an den Errungenschaften des Blindenwesens, auf welchem Gebiete sie auch liegen mögen, teilzunehmen. Da das blinde Kind nur mit Hilfe des Tastgefühls unterrichtet werden kann, so ist eine Ausbildung mit sehenden Altersgenossen unmöglich. Die Erziehung und Unterweisung der jugendlichen Blinden findet daher in den Blindenanstalten statt, deren Lehrplan dem der Volksschulen angepaßt ist. Als Nachteil für die Beurteilung der Blinden fällt es oft schwer in die Wagschale, daß der allgemeine Schulzwang für blinde Kinder noch nicht in allen Staaten Deutschlands eingeführt ist; dies ist aber äußerst wünschenswert. Nach Maßgabe der Verhältnisse tritt natürlich, und das ist keine Seltenheit, eine höhere geistige Ausbildung des Blinden ein, die entweder auf einer speziell für Blinde errichteten Privatanstalt oder im Wettkampf mit Sehenden auf deren Schulen erreicht wird. Der blinde Student ist auf der Universität keine Seltenheit mehr. Im Anschluß an den Schulunterricht wird der Blinde zur Erlernung eines Handwerkes angehalten, um durch dieses seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können. Freilich gelingt es ihm nur in den seltensten Fällen, dies voll zu erreichen.

Für die in den reiferen Jahren Erblindeten ist es oft ganz unmöglich, eines der üblichen Blindenhandwerke zu ergreifen. Gelingt es ihnen nun nicht, ihren früheren Beruf fortzuführen, so stehen sie bald der bitteren Not gegenüber, da mehr als 90 % aller Blinden der unbemittelten Bevölkerung angehören. Nach einer Berechnung sollen jährlich 2 600 000 ℳ aus staatlichen, kommunalen und privaten (Vereins-) Mitteln zum Zwecke der Blindenausbildung verwendet werden. Im hohen Maße ist es daher anzuerkennen, daß die Blinden vom Drang nach Selbständigkeit getrieben, den Weg der Selbsthilfe betreten haben. Eine große Anzahl lokaler und provinzieller Blindenvereine sind in den letzten Jahren entstanden und

haben sich im Jahre 1912 im Reichsdeutschen Blindenverband zusammengeschlossen, der die gemeinsamen Interessen vertritt.

Gar manche psychisch und physiologisch interessante Erscheinung aus dem Leben der Blinden, zumal aus dem der Blindgeborenen, könnte ich hier noch erwähnen; ist es doch ein ganz eigenartiges Gebiet, das sich vor uns auftut. Doch fürchte ich, durch kurze Andeutungen Gefahr zu laufen, falsche Ansichten zu erwecken oder zur Entstehung solcher beizutragen. Die hochinteressante und segensreiche Entwickelung des Blindenwesens, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, wird wohl am besten charakterisiert durch die Worte des Begründers der israelitischen Blindenanstalt in Wien, Frankel: „Das Altertum hat die Blinden geehrt, das christliche Mittelalter hat sie genährt, die Neuzeit hat sie gelehrt und, wie auf dem Blindenlehrerkongreß in Breslau 1901 hinzugefügt wurde, bewehrt, d. h. in den Stand gesetzt, eine Existenz zu gründen und aufrecht zu erhalten."



Blindenschrift.

Von Betty Hirsch.

Es knüpfen sich so viele verschiedene Vorstellungen und Gefühle an den Begriff „Blindenschrift", daß es vielleicht nicht ganz ohne Interesse und Nutzen für die Allgemeinheit sein wird, etwas Näheres darüber zu erfahren. Der Sehende steht meistens sehr erstaunt da, wenn man das Wort Blindenschrift zum erstenmal vor ihm erwähnt. Was ist das? Wie macht man das? Wie ist das möglich? Sehr oft folgt diesen erstaunten Fragen nach einem Augenblick des Nachdenkens die eigene Antwort: Ach so, die Buchstaben sind erhaben gedruckt! Diese Antwort ist nicht falsch, trifft aber doch nicht mit unserem heutigen Begriff „Blindenschrift" zusammen. Tatsächlich hat man in früheren Zeiten die lateinischen gedruckten Buchstaben für Blinde erhaben dargestellt, und heute noch sind eine ganze Anzahl dieser Bücher vorhanden und werden teilweise noch von Blinden gelesen. Aus praktischen Gründen jedoch hat die sogenannte Punktschrift längst die frühere Linienschrift verdrängt; sie ist jetzt in allen Ländern und allen Sprachen bekannt, gebraucht und beliebt. Macht man den Sehenden mit der Punktschrift bekannt, und hat er gelernt, sie zu schreiben, so behauptet er doch in den meisten Fällen steif und fest, er würde die Schrift niemals mit den Fingern lesen können, und der Blinde, den er mit Leichtigkeit ein Buch lesen sieht, bleibt immer ein Wunder für ihn. Ich selbst habe das Glück, bei meiner Familie und meinen Freunden das beste Verständnis für meine Blindheit zu finden, und doch, wenn sie mich ein Buch lesen sehen, erscheint es ihnen noch immer unbegreiflich, und die Vorstellung von etwas Wunderbarem schwindet niemals ganz.

Ernster und trauriger sind die Vorstellungen und die daraus entspringenden Gefühle, die an das Wort Blindenschrift von denjenigen geknüpft werden, die am Erblinden sind oder in späteren Jahren plötzlich erblinden. Man stößt erschreckt und geängstigt alles von sich, was mit „blind" zusammenhängt. Wenn schon alles Licht geschwunden, hat man doch noch die Hoffnung, daß es wiederkommt, und daß ein Wunder geschieht. Ein Widerwille, ein förmlicher Haß stellt sich der Wahrheit und allem, was damit zusammenhängt, entgegen. So auch der Blindenschrift. Man braucht sie ja später doch nicht, man kann sie unmöglich lernen, sie hat auch gar keinen Nutzen, denn man kann ja doch nicht mit Sehenden korrespondieren,

und was noch alles gegen die furchtbare Wahrheit spricht: du hast die Blindenschrift nötig! Keiner ist darum zu tadeln. Ich habe dieses Stadium selbst durchgemacht und kann es jedem meiner Schüler nachfühlen, denn fast jeder kommt mir mit demselben Ausspruch entgegen — Schreibmaschine will ich lernen, aber Blindenschrift nicht!

Was ist aber uns erfahrenen Blinden diese Punktschrift? Ein unversiegbarer Quell des Nutzens, der Belehrung und der Freude. Die ganze Schulbildung des blinden Kindes beruht größtenteils auf der Arbeit mittels Punktschrift. Die Schularbeiten werden in Punktschrift gemacht, Lehr- und Unterhaltungsbücher sind in Punktschrift gedruckt, und die Musikschrift besteht aus denselben sechs Punkten.

Für den erwachsenen Blinden ist die Punktschrift von gleichem unschätzbaren Wert. Hat er den wohl zu verstehenden Widerwillen überwunden, und ist er über die ersten Schwierigkeiten des Studiums hinaus, so gewinnt er die Blindenschrift so lieb wie einen Freund; viele meiner erwachsenen Schüler haben mir das versichert. Manche der Blindenbibliotheken liefern Stoff genug, um selbst gebildete Geister auf Jahre hinaus mit Lektüre zu versehen. Frühere Berufe und Studien können mittels der Blindenschrift fortgeführt, Briefwechsel und neue Berufe können angebahnt werden. Wie oft erhalte ich Briefe von früheren erwachsenen Schülern mit dem Ausspruch: „Diesen Erfolg in meinem Beruf oder Studium verdanke ich wieder der Kenntnis der Punktschrift."

Diese an sich schon große Wirkung ist jedoch nicht der alleinige Zweck, wenn es sich um die Erlernung der Punktschrift handelt. Das Tastgefühl in den Fingerspitzen, das uns Blinden das Augenlicht ersetzen muß, wird wohl durch nichts besser geweckt und ausgebildet als durch das Studium der Punktschrift. Ein erwachsener Mensch, der plötzlich erblindet, weiß gar nicht, wie wichtig die Ausbildung der Nerven seiner Fingerspitzen für ihn ist. Das Ankleiden, das Essen, die Verrichtung einer jeden Tätigkeit wird ihm bedeutend leichter werden, wenn er sein Tastgefühl ausbildet, und hierzu ist das Lesen der Punktschrift die erste und beste Übung.

Dazu kommt ein noch unendlich wichtiger Umstand: die Auffassung der geistigen Bilder durch die Vermittelung des Tastgefühls. Das Punktschriftsystem, das aus sechs gleichförmigen Punkten besteht, deren Anzahl und Stellung sich bei jedem Buchstaben ändert, ist wohl das geeignetste Mittel zur Übung der Auffassung geistiger Bilder durch den Tastsinn. Wie ein Sehender beim Lesen eines Buchstabens nicht mehr den auf und ab oder schräg gezogenen Strich sieht, sondern den ganzen Buchstaben als ein fertiges Bild aufnimmt, so zählt der Blinde, wenn er die Punktschrift beherrscht, nicht mehr — Punkt 1 3 4 oder 1 2 3, sondern er hat den Buchstaben m und l als eine bestimmte Form unter dem Finger, die sofort in seinem Geiste ein Bild erzeugt. Hat er nun erst die vielen verschiedenen Buch-

stabenbilder durch das Tasten mit den Fingerspitzen aufgenommen, so wird er um so leichter jeden Gegenstand, den er berührt, schnell zum geistigen Bilde gestalten. Diese Vorgänge werden vielleicht nicht allen Blinden zum direkten Bewußtsein kommen, jedenfalls aber wird keinem der bewußte oder unbewußte Nutzen versagt bleiben, der sich die Blindenschrift angeeignet hat.

Das System, das bekanntlich von einem Franzosen, Louis Braille, vor über hundert Jahren erfunden wurde, wird in vorliegendem Buche an anderer Stelle beschrieben und besprochen werden, daß ich eine Wiederholung für überflüssig halte. Die Erörterung über die bestehenden Kurzschriften und Stenographie der Punktschrift ist ebensowenig hier am Orte. Erwähnen möchte ich nur noch, daß ein überhastetes Lernen der Punktschrift niemals zu einem guten Erfolge führt. Es macht nervös und bewirkt das Gegenteil von dem, was erreicht werden soll: Ruhige Ausbildung der Tastnerven und Gestaltung von geistigen Bildern durch dieselben.

Mögen die Sehenden die Beherrschung der Blindenschrift als ein Wunder anstaunen, mag der Widerwille der Blinden zuerst noch so groß sein, sie war und ist der größte Segen, der uns werden konnte. Sie hilft uns über die großen Schwierigkeiten hinweg, die unser Fortkommen im Leben bedrohen, sie eröffnet uns die für uns verloren geglaubten Wege zu Kunst und Wissenschaft und dient uns zu unendlichem Nutzen und zur Freude auf den äußerlich dunklen Pfaden unseres Lebens.





Die Bibel in Blindenschrift in der Blinden-Ausstellung des Reichsdeutschen Blindenverbandes e. V. vom 7. bis 14. Mai 1916 in Stuttgart.

Das Schreiben und Lesen der Blinden.

Von Julius Reusch-Hamburg.

In einem kurzen geschichtlichen Überblick soll zunächst gezeigt werden, wie einzelne Blinde in ihrem Wissensdrange Mittel und Wege fanden, um sich schriftlich ausdrücken zu können und Geistesbildung zu empfangen und zu übermitteln. Sehr intelligente Männer und Frauen gaben ihr Bestes, um den Blinden aus seiner Abgeschlossenheit zu befreien, und sie verdienen es, daß ihre Namen genannt werden und ihr Andenken lebendig bleibt.

1.

Die Geschichte der Blindenschrift umfaßt einen Zeitraum von nahezu vier Jahrhunderten. Die ältesten Nachrichten hierüber reichen zurück bis in das Jahr 1528, wo Erasmus von Rotterdam in einer Schrift über das Schreibenlernen Blinder durch Nachfühlen vertieft dargestellter Zeichen spricht. Etwa ein Jahrhundert später fanden dann die Spanier bei der Eroberung Perus die sog. „Quippos", eine Art Schrift, bestehend aus Bündeln wollener Schnüre von verschiedener Länge, Breite und Farbe. An die langen Schnüre waren kürzere geknüpft, die ihrerseits wieder mit Knoten in verschiedener Entfernung versehen waren. Das für uns Interessante ist nun, daß auch die Blinden Perus diese „Schrift" lesen und vielleicht auch anfertigen, „schreiben" konnten. Der Farbenunterschied braucht in diesem Falle kein Hindernis gewesen zu sein, denn bei der verschiedenartigen Wirkung, welche die Farben auf den Stoff ausübten, kann sich auch der Blinde in diesen eigenartigen Aufzeichnungen sehr wohl zurechtgefunden haben.

Die erste Schreibtafel für Blinde war die Wachstafel. Sie wird in einer lateinischen Schrift von G. Hartzdörffer in Nürnberg im Jahre 1651 für Blinde empfohlen, die auf derselben „alle mittels Griffel gegrabenen Buchstaben erkennen, nennen und nachmachen und solche Schrift auch mit der Zeit lesen werden." Wenige Jahre später leisten Jakob Bernoulli aus Genf und seine Schülerin Elisabeth Waldkirch, die ihr Augenlicht im frühen Kindesalter verlor, der Entwickelung der Blindenschrift unschätzbare Dienste. Um seiner sehr befähigten, musikalisch und philosophisch gebildeten Schülerin auch das Schreiben beizubringen, ließ Bernoulli alle Buchstaben des Alphabets in ein Brett eingraben, damit Elisabeth die Gestalt derselben mit einem Bleistift verfolgen und sich so die Formen der Buchstaben ein-

prägen konnte. Dann ließ man ihr einen Rahmen anfertigen, der das Papier festhielt und beim Schreiben die Richtung der Hand anzeigte. Elisabeth korrespondierte in lateinischer, französischer und deutscher Sprache und war überaus glücklich, sich mit ihren Freunden auf schriftlichem Wege verständigen zu können.

Fräulein von Bühnau, geb. 1731, bediente sich zum Schreiben einer Zettelschrift. Kleine weiße Zettel, auf die sie sich vorher die Buchstaben des Alphabets hatte schreiben lassen, ordnete sie für sich in einem gefächerten Kasten und machte ihre Mitteilungen dann in der Weise, daß sie die Buchstaben eines Wortes in entsprechender Reihenfolge auf einen Faden zog, die Worte und Sätze durch besondere farbige Zettel von einander trennend. Der Empfänger eines solchen „Briefes“ nahm die Zettel von dem Faden ab, legte sie nebeneinander und konnte nun den Brief lesen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hören wir von dem „blinden Jakob“ aus Netra in Hessen, daß er sich des Kerbschnitzens als Mittel, Wissenswertes aufzuzeichnen, bediente. Er durfte infolge seiner außerordentlichen Begabung die Schule der adeligen Kinder des Ortes besuchen. Was er in der Schule gelernt hatte, suchte er mit seinem Taschenmesser durch Verwendung besonderer Zeichen, die außer ihm niemand entziffern konnte, in Stäbe einzuschneiden. Die einzelnen Stäbe wurden mit Nummern versehen und dann zu Bündeln, eigentlichen „Bänden“ vereinigt. Natürlich können diese Aufzeichnungen nur in einzelnen Stichwörtern bestanden haben.

Aber während Jakob noch seine Stäbe schnitzte, wurden bereits Hilfsmittel erdacht, die zur Herstellung einer eigentlichen Blindenschrift führten. Fräulein Maria Theresia von Paradies, die Zeitgenossin der Kaiserin Maria Theresia, war eine hochgebildete Dame, die namentlich durch ihr virtuosenhaftes Klavierspiel auf ihren Kunstreisen die Zuhörer in Erstaunen setzte. Sie bediente sich zum Schreiben besonderer Papptäfelchen mit erhabenen Buchstaben. Später erhielt sie eine Handdruckmaschine mit fertigen Typen, die sie dann mit Druckerschwärze versah und zu Wörtern zusammensetzte. Ihr Zeitgenosse, der sehr befähigte Weißenburg in Mannheim, mit dem sie in regem Briefwechsel stand, hatte das lateinische Alphabet im Geometrieunterricht kennen gelernt. Um die Buchstaben auch schreiben zu können, benutzte er ein Brett, auf welchem das zu beschreibende Blatt, darüber ein Farb- und über dieses ein Schutzblatt gelegt wurde. Das Ganze wurde dann durch einen Rahmen festgehalten. Die Buchstaben wurden nun mittels eines Stahlstiftes auf das Schutzblatt geschrieben, wodurch dann das darunter liegende farbige Blatt dem untersten weißen Schreibblatt die Buchstaben mitteilte. Über das Brett waren von links nach rechts straffe, dünne Fäden gespannt, welche die Zeilen darstellten und der schreibenden Hand zur Führung dienten.

Den ersten Versuch, mit dickflüssiger Tinte erhabene Buchstaben zu schreiben machten Adet und Hassenfratz 1783. Die Tinte aber verdickte sich zu schnell und floß nicht gleichmäßig aus der Feder. Dies Verfahren hat wenig Nachahmung gefunden. Wir begegnen ihm wieder in den Versuchen, mit Vitaltinte zu schreiben, doch stehen auch diesen Versuchen die erwähnten Mängel hindernd im Wege.

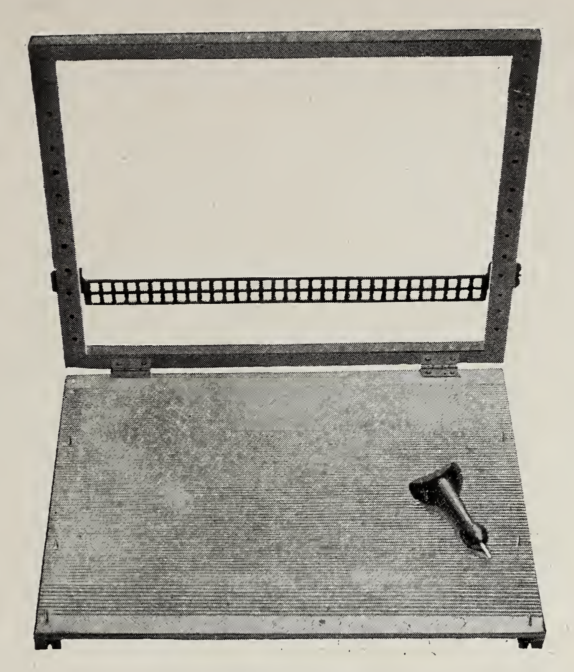
Nicht unerwähnt bleibe, zumal wir uns allmählich dem Zeitpunkt nähern, da unsere jetzige Blindenschrift erfunden wurde, die Französin Mlle. de Salbnac, welche die Buchstaben, die sie vorher an Formen von Pappe kennen gelernt hatte, mit einer Nadel in Papier stach, das über einen Rahmen ausgespannt war. Wer an sie schrieb, mußte sich der gleichen Schrift bedienen.

Nur einen Schritt weiter, und wir haben den sog. „Stachel-Typen-Apparat", den bereits Valentin Hauy, der im Jahre 1784 in Paris die erste Blindenunterrichtsanstalt ins Leben rief, in seiner Anstalt benutzte. Johann Wilhelm Klein, der Vater des österreichischen Blindenwesens, verbesserte diesen Apparat wesentlich, der auch heute, namentlich in Österreich, noch immer von Blinden benutzt wird. Jede Type dieses Apparates stellt eine etwa anderthalb Zentimeter lange rechteckige Säule aus Blei dar, auf deren Grundfläche sich der Buchstabe befindet, der aus lauter kleinen, dicht nebeneinander stehenden Nadelspitzen gebildet wird. Das zu beschreibende Blatt liegt auf einer Filzplatte. Man druckt nun, indem man Type neben Type setzt, wobei die Nadelspitzen auf der Leseseite des Blattes die erhöhte Form des Buchstabens hervorbringen. Diese Schreib- bezw. Druckart geht sehr langsam vor sich und hat den Nachteil eines großen Papierverbrauches.

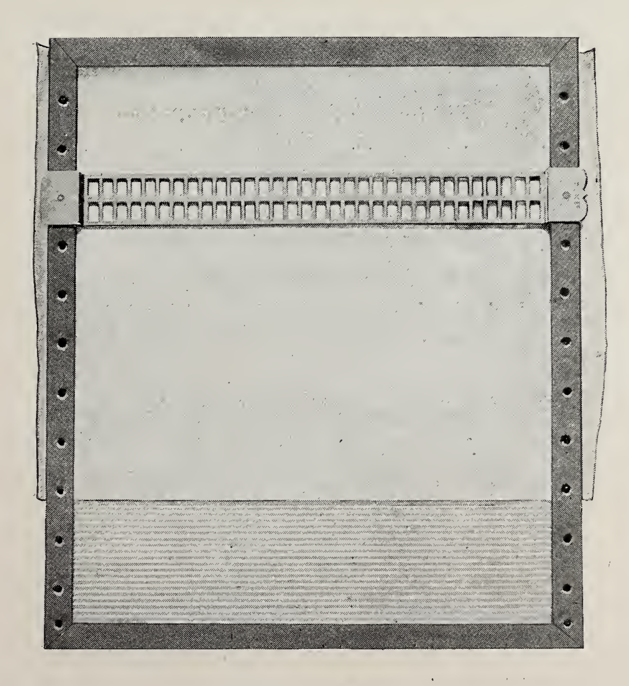
2.

Mit Recht hat man das verflossene Jahrhundert das „Jahrhundert der Erfindungen und Entdeckungen" genannt. Groß, unendlich groß und mannigfaltig sind die Errungenschaften des menschlichen Geistes auf allen Gebieten gewesen. Aber von e i n e r Erfindung hat die große Öffentlichkeit nichts erfahren, und doch gehört sie in ihrer Art zu den größten Erfindungen des vorigen Jahrhunderts: Die Braille'sche Blindenschrift.

Louis Braille war es, der seinen Leidensgefährten das große Geschenk machte, selbst lesen und schreiben zu können. Er wurde im Jahre 1809 als Sohn eines Handwerkers im Seinedepartement geboren, war erst Schüler, später Lehrer des Nationalinstitutes für junge Blinde in Paris. Da die Versuche, die Schrift der Sehenden für den Blinden in erhabener Form fühlbar darzustellen, immer wieder daran scheiterten, daß die Reliefbilder der gewöhnlichen Buchstaben von dem tastenden Finger nicht schnell genug unterschieden werden konnten, so war schon vor Louis Braille die Idee aufgetaucht, dem Blinden eine besondere Schrift aus Punkten, deren einfache Konturen von dem tastenden Finger leicht zu erkennen seien, zu vermitteln.



Schreibtafel Fig. 1.



Schreibtafel Fig. 2.

Ein Landsmann Braille's, der Kapitän Barbier, hatte auch bereits nach diesen Gesichtspunkten ein System zusammengestellt, das im Jahre 1821 in der Pariser Blindenanstalt eingeführt wurde. Dieses System erwies sich aber nicht als praktisch, weil es nur dem Klang des Wortes, nicht aber der orthographischen Schreibweise folgte. Es war also für die Rechtschreibung unbrauchbar und enthielt auch keine Zeichen für Interpunktion und Zahlen. Braille verbesserte zunächst das Barbier'sche System, trat aber später selbst mit einem eigenen System an die Öffentlichkeit. Dieses nach ihm benannte „Braille'sche Punktschriftsystem" hat sich im Laufe der Zeit als so brauchbar erwiesen, daß es heute in allen zivilisierten Ländern der Erde als allgemeine Blindenschrift Eingang gefunden hat. (Das Braille'sche Punktschriftsystem findet der Leser dargestellt in natürlicher Form mit Erläuterung auf einem dem Buche beigegebenen besonderen Bogen.) Wesentliche Vorteile des Braille'schen Systems sind 1., daß in ihm die Punkte in einer für den tastenden Finger bequem lesbaren Form dargestellt sind, und daß es sich 2. im Gegensatz zu dem Barbier'schen System nach den Regeln der Orthographie richtet. Das ganze System besteht aus sechs Punkten, die so angeordnet sind, daß dreimal zwei Punktpaare übereinander stehen. Durch die verschiedenartige Zusammenstellung dieser sechs Punkte kann man im ganzen 63 verschiedene Zeichen darstellen, so daß das Braille'sche System nicht nur genügend verschiedenartige Zeichen für das Alphabet enthält, sondern auch für Interpunktion und Algebra ausreicht und ferner noch ermöglicht, je ein besonderes Musik- und Stenographiesystem darzustellen. Das Alphabet Braille stellt sich folgendermaßen dar:

a b c d e f g h i j

k l m n o p q r s t

u v x y z w

au eu ei ch sch äu ä ö ü

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0

(mit vorgesetztem Zifferzeichen)

, ; : . ? ! () „ * "

Bei näherer Betrachtung dieses Alphabets bemerkt man zunächst zehn Grundformen, die Buchstaben von A bis J, die nur aus den beiden oberen Punktpaaren gebildet werden. Fügt man diesen 10 Grundformen einen weiteren Punkt unten hinzu, so erhält man 10 weitere Zeichen, es sind dies die Buchstaben von K bis T. Die übrigen Buchstaben ergeben sich durch Hinzufügung von 2 Punkten unten. (Das W liegt außerhalb dieser Reihe, da dieses Schriftsystem nach dem französischen Alphabet aufgestellt ist, in dem bekanntlich das W fehlt.) Die Ziffern werden genau so dargestellt wie die ersten 10 Buchstaben, nur daß ihnen als Erkennungszeichen, um Verwechselungen mit den ersten 10 Buchstaben zu vermeiden, das sog. Zifferzeichen vorangestellt wird. Auch die Satzzeichen entsprechen genau den Formen der ersten 10 Buchstaben; Verwechselungen mit diesen sind im Text jedoch ausgeschlossen, da die Satzzeichen nur aus den beiden unteren Punkten gebildet werden, also tiefer stehen als die Buchstaben. Ein Unterschied zwischen großen und kleinen Buchstaben wird in der Blindenschrift nicht gemacht. Will man aber einem Buchstaben den Charakter eines großen Buchstabens aus besonderen Gründen verleihen, so ist für diesen Zweck ein besonderes Zeichen anzuwenden, das dem Anfangsbuchstaben vorangesetzt wird.

Zum Schreiben der Punktschrift sind besondere Tafeln und Schreibgriffel erforderlich, die in verschiedener Größe und Ausführung hergestellt werden und von Herrn Lehrer Menzel, Blindenanstalt Hamburg, Alexanderstr. 32, sowie von der Kull'schen Blindendruckerei, Berlin S. O., Adalbertstr. 20, zu beziehen sind. Eine solche Tafel besteht aus einer Schreibplatte von Metall mit vertieften Rillen (siehe Fig. 1) und einem aufklappbaren Rahmen mit Lineal, in welchem sich die Schreibfelder befinden. Dieses Lineal kann auf dem Rahmen zeilenweise weitergelegt werden. Das Papier wird in die auf der Unterplatte befindlichen Stifte gelegt, worauf der Rahmen zugeklappt wird. (Siehe Fig. 2.) Der Schreibgriffel besteht aus einem Holzgriff mit Metallspitze; mit diesem werden die einzelnen Punkte in das Papier gestochen, wobei die auf der Metallplatte befindlichen Rillen sie aufnehmen. Da hierbei nun die Punkte vertieft erscheinen, beim Lesen aber erhaben sein müssen, so muß das beschriebene Blatt, um die Schrift dem tastenden Finger darzubieten, umgedreht werden. Daher muß das Schreiben in umgekehrter Weise erfolgen wie das Lesen. Man schreibt von rechts nach links und bildet die Buchstaben in einer der obigen Darstellung entgegengesetzten Weise, d. h. die Punkte, die beim Lesen links stehen, müssen beim Schreiben im Schreibfeld rechts gestochen werden und umgekehrt. Für jeden Buchstaben bezw. Zeichen oder Zahl ist ein Schreibfeld zu benutzen. Sticht man z. B. in ein Schreibfeld den Punkt oben rechts (Punkt 1), so erhält man den Buchstaben A; die Punkte oben rechts und mitte rechts (Punkte 1 und 2), ergeben

das B; die Punkte oben rechts und oben links (Punkte 1 und 4), ergeben das C; die Punkte oben rechts, oben links und mitte links (Punkte 1, 4 und 5), ergeben das D usw. Durch Aneinanderreihen von Buchstaben entstehen Worte; letztere werden durch Freilassung eines Schreibfeldes von einander getrennt.

In neuester Zeit hat man auch Schreibmaschinen für Punktschrift hergestellt, die ein bedeutend schnelleres Schreiben ermöglichen, indem mittels der auf dieser Maschine angebrachten Tasten mit einem einzigen Druck ein vollständiges Schriftzeichen hergestellt werden kann (in der Stenographie sogar ein ganzes Wort), während bei Schreibtafeln jeder einzelne Punkt eines Buchstabens besonders gestochen werden muß. Auch liefern diese Maschinen eine sofort lesbare Schrift, d. h. die Schriftzeichen erscheinen auf der dem Schreiber zugewandten Seite des Papiers, wodurch das Umkehren der Buchstabenbilder überflüssig wird. Punktschriftmaschinen sind zu beziehen von Herrn Direktor Picht, Blindenanstalt Bromberg.

Zum Schreiben der Punktschrift eignet sich nicht jedes beliebige Papier. Bei Verwendung zu dünnen Papieres wird die Schrift durch das Abtasten leicht niedergedrückt, während ein zu dickes Papier das Schreiben zu sehr erschwert. Man hat deshalb zu diesem Zweck besondere Papiersorten hergestellt; diese sind in allen Formaten und verschiedener Qualität zu beziehen von Herrn F. W. Vogel, Hamburg 33, Hufnerstr. 122, oder von Herrn Hans Steinmüller, Mannheim M. 2, Nr. 5. Zum Erlernen der Punktschrift ist ein Lehrübungsbuch im Verlage von F. W. Vogel, Hamburg 33, erschienen.

Da die Punktschrift im Vergleich zu der Schrift der Sehenden viel Raum erfordert, hat schon vor vielen Jahren der blinde Lehrer Krohn an der Kieler Blindenanstalt aus dem Braille'schen Sechspunktsystem eine Art Stenographie oder Kurzschrift erfunden. Dieses System ist im Laufe der Jahre noch weiter ausgebaut und auf dem Blindenlehrerkongreß im Jahre 1904 zu Halle a. S. als die im deutschen Sprachgebiet allgemein anzuwendende Blindenkurzschrift angenommen worden. In dieser Kurzschrift werden jetzt fast alle Zeitschriften und Bücher gedruckt. Regelbücher zur Erlernung dieser Kurzschrift sind in Punkt- und gewöhnlicher Schrift zu beziehen von dem „Verein zur Förderung der Blindenbildung" Hannover-Kirchrode, Blindenanstalt.

Auch auf die Notenschrift erstreckt sich die Verwendung des Braille-schen Sechspunktsystems, indem die oben dargestellten Zeichen, und noch andere dazu, eine der Musikschrift entsprechende Bedeutung erhalten. Anleitungen zur Erlernung der Musikschrift sind ebenfalls in Punkt- und gewöhnlicher Schrift von dem genannten Verein in Hannover zu beziehen.

Die Punktdruckliteratur ist heute schon eine reichhaltige und entspricht den verschiedensten geistigen Bedürfnissen und Geschmacksrichtungen. Sowohl Unterhaltungslektüre, wie auch wissenschaftliche und belehrende Werke sind in reichem Maße vorhanden. Auch die Bibel ist in Punktschrift übertragen und umfaßt (siehe Abbildung) die stattliche Zahl von 32 Bänden, wobei allerdings zu bemerken ist, daß dieser kolossale Umfang um die Hälfte hätte verringert werden können, wenn die Bibel in der oben erwähnten Kurzschrift gedruckt worden wäre. Sie ist zu beziehen von der Württembergischen Bibelanstalt in Stuttgart. Für unbemittelte Blinde können Bibelteile unentgeltlich durch die „Gesellschaft für christliches Leben unter den Deutschen Blinden" (Geschäftsstelle: Stadtmissionar Vogt, Frankfurt a. M., Darmstädter Landstr. 81) vermittelt werden. Sehr groß und reichhaltig ist ferner die Literatur der Punktnoten, die den blinden Musiker in den Stand setzt, Musikstücke in dieser Schrift durch Abtasten sich ohne fremde Hilfe einzuprägen. Eine Reihe Zeitschriften unterhält die Blinden über alles Neue auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Technik, der Politik und der Musik; auch für das religiöse Bedürfnis ist nach dieser Richtung gesorgt. Erwähnt seien hier auch die „Centralbibliothek für Blinde", Hamburg 30, Breitenfelderstr. 21, die „Deutsche Zentralbibliothek für Blinde" in Leipzig, Yorkstr. 2, sowie die „Schlesische Blindenbibliothek", Breslau, Charlottenstr. 1, welche Punktdruckbücher und Musikalien kostenlos verleihen. Sehr wertvolle Dienste leistet die Punktschrift auch dem beruflich tätigen Blinden; denn sie ermöglicht ihm, selbständig Aufzeichnungen zu machen, wodurch er zum großen Teil von fremder Hilfe unabhängig wird. Der Blinde, der die Punktschrift beherrscht, hat somit reichlich Gelegenheit, seine Mußestunden, auch ohne auf einen Vorleser angewiesen zu sein, nützlich und angenehm und ganz seinem geistigen Bedürfnis entsprechend auszufüllen.

Wir sind am Ende. War es zuviel gesagt, wenn wir oben die Erfindung Brailles zu den größten Erfindungen des vorigen Jahrhunderts zählten? Gewiß nicht; denn der Leser wird einen Eindruck davon bekommen haben, welch' ungeheueren Segen die Erfindung Brailles, sowohl für die Entwickelung des gesamten Blindenwesens, als auch für den einzelnen Blinden in sich schließt. Sie brachte dem Blinden nicht nur den äußeren Vorteil, selbst lesen und schreiben zu können, sie brachte ihm weit mehr, denn sie bedeutet für ihn geradezu eine Erlösung. Darum wird der Name Louis Braille nicht nur für alle Zeiten in der Geschichte des Blindenwesens in leuchtenden Lettern stehen, sondern er wird auch, solange es Blinde gibt, von diesen mit Ehrfurcht und großer Dankbarkeit genannt werden.

Über das Seelenleben der Blinden.

Von Dr. R. Hohenemser, Berlin-Halensee.

Mit dem Seelenleben der Blinden beschäftigt man sich, einzelne frühere Ausnahmen, wie Diderots „Lettres sur les aveugles", abgerechnet, seitdem man eine Blindenerziehung und Blindenbildung anstrebt, also etwa seit der im Jahre 1784 vollzogenen Gründung der Pariser Blindenanstalt. Heute aber, wo diese Bestrebungen zu gewaltigen, noch immer steigenden Erfolgen geführt haben, wo der Staat für die Erziehung der blinden Kinder sorgt oder sie doch überwacht, wo ein sehr großer Teil der erwachsenen Blinden in beruflicher Tätigkeit für sich und für Andere arbeitet und sich damit den Vollsinnigen innerlich gleichstellt, heute ist es hohe Zeit, daß Kenntnisse vom Seelenleben der Blinden nicht auf pädagogische Fachkreise beschränkt bleiben, sondern sich in die weitesten Schichten des Volkes verbreiten, damit die dem Blinden so schädlichen und so schmerzlichen Vorurteile schwinden, damit man ihm in jeder Beziehung so begegene, wie er es nach Maßgabe des wirklichen Sachverhaltes beanspruchen kann.

Die Voraussetzung, daß sich das Seelenleben des Blinden von demjenigen des normalen Menschen unterscheide, gründet sich auf die zweifellos richtige Überzeugung, daß das Fehlen des Sehvermögens nicht ohne Einfluß auf den inneren Menschen bleiben könne. Wir haben uns daher bei unserer Untersuchung ausschließlich von der Frage leiten zu lassen: Welche Wirkungen übt das Fehlen des Sehvermögens auf das Seelenleben des Menschen aus, und wie können diese Wirkungen, soweit sie hemmende und schädigende sind, ganz oder doch teilweise aufgewogen werden?

Es ist erforderlich, diejenigen, welche von Geburt an oder seit frühester Jugend des Augenlichtes entbehren, und die, welche es erst in späterem Alter verloren haben, getrennt zu behandeln; denn man wird von vornherein einsehen, daß die Wirkung auf die Seele in beiden Fällen eine zum Teil verschiedene sein muß. Zeitlich lassen sich die beiden Kategorien nicht scharf gegen einander abgrenzen; wohl aber sind im psychologischen Sinne alle diejenigen als Spätererblindete zu betrachten, welche noch Erinnerungen an das, was sie früher durch das Auge empfunden oder wahrgenommen haben, besitzen. Denken wir uns nun einen Menschen, welchem solche Erinnerungen völlig fehlen, weil er die entsprechenden Empfindungen und Wahrnehmungen niemals hatte. Was ist ihm damit entzogen?

Wohl die wichtigste Funktion des Auges ist die, dem Menschen die räumlichen Verhältnisse der Außenwelt, also Form und Größe der Dinge und deren Entfernung von einander, zu vermitteln und ihm dadurch die Orientierung, dieses Wort im weitesten Sinne gefaßt, zu ermöglichen. Dem widerspricht nicht die Tatsache, daß das Auge zu diesen Leistungen ohne ur-

sprüngliche Mitwirkung der Tast- und der Bewegungsempfindungen nicht fähig wäre, ja, daß uns der dreidimensionale Raum, streng genommen, nur durch den Tast-, nicht aber durch den Gesichtssinn gegeben ist. Doch kann uns diese Tatsache schon ein Fingerzeig dafür sein, daß die Wahrnehmung der räumlichen Verhältnisse und somit die Orientierung in der Außenwelt bis zu einem gewissen Grade auch ohne das Auge möglich ist. Darauf kommen wir natürlich noch zurück.

Während bei der optischen Wahrnehmung der Raumverhältnisse das Licht nur das Mittel zum Zweck bildet, führt es andererseits, obgleich es stets nur in räumlicher Ausdehnung erscheint, doch auch sein eigenes Leben (wir sprechen hier natürlich immer nur von den Eindrücken auf den Menschen, nicht von dem, was diesen Eindrücken, abgesehen vom Menschen, etwa zugrundeliegen mag). Das Auge unterscheidet Dunkelheit und Helligkeit, diese in verschiedenen Graden, und die Mannigfaltigkeit der Farben mit ihren Nuancen. Diese ganze Welt ist unseren Blinden verschlossen und zwar so, daß er sich auf keine Art eine Vorstellung von ihr machen kann. Seltsamerweise begegnet man zuweilen dem Glauben, manche Blinde könnten mittelst des Tastsinnes Farben unterscheiden. Schon der Gedanke an die Verschiedenheit der Oberflächen, die dem Auge den gleichen Farbeneindruck bieten, und an die meist mikroskopische Feinheit der Farbstoffe hätte diese Ansicht ad absurdum führen sollen. Wenn ein blindes Mädchen ein neues Kleid spontan und richtig „rot" nennt, so war ihm eben früher der g l e i c h e Stoff als rot bezeichnet worden, und es schließt jetzt aus dem gleichen Tasteindruck auf die gleiche Farbe. Auch ist es unmöglich, dem Blinden das Licht oder die Farben zu beschreiben; denn eine Empfindung kann man nur kennen lernen, indem man sie hat. Man lasse sich nicht dadurch irre führen, daß der Blinde etwa fragt: „Ist heute blauer Himmel?" Er weiß, daß das, was die Sehenden „blauen Himmel" nennen, ein Zeichen für schönes Wetter ist, an dessen Vorhandensein er ein Interesse hat, kann sich aber darum doch die Bläue selbst nicht vorstellen. Es ist unglaublich, aber wahr, daß erst kürzlich in einem Artikel einer angesehenen Tageszeitung dem Blinden innerer Farbensinn zugeschrieben wurde, weil in einer Ausstellung von Blinden angefertigte und doch farbig gemusterte Bürsten zu sehen waren. Wie der Farbensinn zustande kommen soll, blieb natürlich Geheimnis des Verfassers. Selbstverständlich hat die Anwendung verschiedener Farben irgendwelche praktische Zwecke und erfolgt nach Vorschrift Sehender. Auch muß dem blinden Bürstenbinder, bevor er seine Arbeit beginnt, das verschiedenfarbige Material getrennt zurechtgelegt werden, und er muß sich die Stellen des Bürstenbrettchens, welche die verschiedenen Farben tragen sollen, etwa durch Fäden bezeichnen lassen oder sie nach vorheriger Angabe an den Lochreihen abzählen.

Kann also der völlig Blinde (daß nur von diesem die Rede ist, daß aber viele von denen, welche man mit Recht als blind bezeichnet, Reste des Sehvermögens besitzen, bedarf kaum der Erwähnung) Licht und Farben weder empfinden noch sich vorstellen, so ist es ihm doch, freilich in nur sehr allgemeinen Zügen, möglich, zu verstehen, wie dem Sehenden die Helligkeits- und Farbenunterschiede anmuten, indem er zwar nicht deren Wirkungen, wohl aber, durch Vermittelung eines anderen Sinnes, analoge Wirkungen selbst erlebt. Niemand wird widersprechen, wenn man behauptet, die Reihe: U, O, A, E, I beginne mit dem dunkelsten unserer

fünf Vokale und steige allmählich bis zum hellsten auf. Offenbar wirken also die Unterschiede der Vokale in ähnlicher Weise auf den Menschen wie die Unterschiede der Helligkeiten, was sich ja auch in den landläufigen Ausdrücken „dunkle und helle Vokale“ wiederspiegelt. Schon durch diese Ausdrücke kann der Blinde auf die Analogie aufmerksam werden. Ferner erscheint uns im Gebiet der musikalischen Klänge das Aufsteigen von der Tiefe zur Höhe wie ein Immer-heller-werden, und darum bezeichnet man tiefe Töne auch als dunkel, hohe als hell. Gewisse Eigenschaften der Klänge (nicht ihrer physikalischen Grundlagen, sondern der Empfindungen selbst) nennt man Klangfarben, weil ihre Wirkung der Wirkung der Farben ähnlich ist. Innerhalb der Klangfarben spielen die Helligkeitsgrade wieder eine wichtige Rolle. Jedem musikalischen Menschen, vielleicht sogar auch jedem unmusikalischen, werden beispielsweise die Töne der Mittellage der Klarinette dunkler erscheinen als die gleichhohen Töne der Trompete. Aber auch Analogien zwischen bestimmten einzelnen Klangfarben und bestimmten einzelnen wirklichen Farben lassen sich konstatieren. Wenn man den Blinden einerseits auf die häufig anerkannte Ähnlichkeit zwischen der Wirkung des Flötenklanges und derjenigen der blauen Farbe, andererseits auf die ebenso häufig zugestandene Ähnlichkeit zwischen der Wirkung des Trompetengeschmetters und derjenigen der roten Farbe aufmerksam macht, so wird er begreifen, was es heißt, daß blau beruhigend, rot hingegen erregend wirke.

Die Analogien, welche dem Blinden durch eigenes Erleben die Wirkungen des Lichtes und der Farben und damit ihren Stimmungsgehalt wenigstens einigermaßen verständlich zu machen vermögen, können hier nicht annähernd erschöpft werden. Es ist jetzt aber klar, daß ihm die symbolische Verwendung der Farben und ihrer Namen nicht als etwas durchaus Unfaßbares zu erscheinen braucht. Er kann es miterlebend verstehen, warum man von einer schwarzen Tat oder von heller Freude spricht, warum man bei Trauerfällen schwarze Kleidung trägt oder doch die hellen Farben vermeidet usw.

Freilich gibt es noch einen anderen Weg, auf dem er sich dem Verständnis für den Stimmungsgehalt und somit für die symbolische Bedeutung der Farben nähern kann, indem er nämlich eine Stimmung, aus der heraus die Verwendung einer Farbe oder ihres Namens erfolgte, auf diese Farbe (d. h. auf eine für ihn nicht näher charakterisierte, aber, wie er weiß, für den Sehenden feststehende Empfindung) oder auf diesen Namen selbst überträgt. Hat er beispielsweise in der eigenen Familie einen Todesfall erlebt, so mag später, so oft er das Wort „Schwarz“ hört, eine der damaligen ähnliche Stimmung in ihm angeregt werden, und damit hat er zweifellos ein wenigstens teilweises Verständnis für den Stimmungsgehalt der schwarzen Farbe erworben.

Jedenfalls sieht man, daß der Blinde von verschiedenen Seiten her in Stand gesetzt werden kann, von hell und dunkel und von Farben zu sprechen, ohne damit für ihn leere Worte anzuwenden; ja, ich glaube, daß ein blinder Novellist die Entscheidung darüber, ob die Heldin seiner Novelle blondes Haar und blaue Augen oder schwarzes Haar und dunkle Augen haben soll, nach Maßgabe des Eindrucks treffen kann, den er durch ihre gesamte Persönlichkeit im Leser hervorzurufen beabsichtigt. Natürlich ist es töricht und taktlos, wenn der Blinde über die ihm durch die Natur seines Gebrechens

gezogenen Grenzen hinausgeht, und die Fehler, die ihm bei solchem Beginnen unterlaufen, werden den Versuch, mit inhaltlosen Worten zu operieren, sehr bald rächen.

Man kann fragen, ob nicht die Abgeschlossenheit von der Welt des Lichtes auf den allgemeinen Gemütszustand des Menschen eine andauernd niederdrückende Wirkung ausüben müsse. Da aber der von Jugend auf Blinde die Empfindungen und Wahrnehmungen des Gesichtssinnes überhaupt nicht kennt, kann er den Mangel derselben niemals unmittelbar fühlen. Es fehlt ihm der Vergleich mit ihrem Vorhandensein, also die Sehnsucht nach einem Verlorenen. Über sein Gebrechen kann er nur dadurch ins Klare kommen, daß er allmählich bemerkt, was die anderen Menschen vor ihm voraushaben, weshalb es auch geraume Zeit dauert, bis sich blinde Kinder diese Klarheit verschaffen. Ein durch solches reflektierendes Vergleichen erkannter Mangel wird aber kaum jemals ein dauerndes Gefühl des Schmerzes oder der Unbefriedigung verursachen. Populär drückt man dies ganz richtig so aus, daß man sagt, der von Jugend auf mit einem Gebrechen behaftete sei von jeher an dasselbe gewöhnt und empfinde es darum nicht als ein Unglück.

Als Ersatz des Auges in seiner oben zuerst genannten Funktion dient dem Blinden vor allem der Tastsinn. Auch er vermittelt dem Menschen Form, Größe und Entfernung von Dingen; ja, er ist in noch höherem Maße als das Auge Raumsinn, indem ursprünglich nur die durch ihn ausgelösten Empfindungen zur Körperlichkeit der Dinge, also zum dreidimensionalen Raum zusammengeschlossen werden. Außer über Raumverhältnisse belehrt uns der Tastsinn auch über die Beschaffenheit der Oberflächen (Glätte und Rauhigkeit usw.) und, insofern man, wie es in der Regel geschieht, die Berührungs- und die Druckempfindungen zusammenfaßt, auch über die verschiedenen Widerstandsgrade der Körper (Härte und Weichheit usw.)

Bei weitem die meisten seiner Anschauungen von den Dingen der Außenwelt gewinnt der Blinde durch den Tastsinn. Aber die Hand ist ihm nicht nur Auge, sondern, so gut wie dem Sehenden, auch Werkzeug zu tausenderlei Verrichtungen und zur eigentlichen Arbeit. Aus diesen beiden Funktionen der Hand, dem Wahrnehmen und dem Bilden oder, genauer gesagt, Umbilden, ergibt sich die dringende Wichtigkeit, den Blinden von früh an einerseits zur genauen Beobachtung und Messung des Tastbaren und andererseits zur eigenen Produktion geschickt zu machen. Neben Übungen mannigfacher Art ist ein vorzügliches Mittel zur Erreichung beider Ziele, den Blinden selbst Gegenstände nachbilden zu lassen, etwa in Ton, weil sich hierbei Beobachtung und Produktion gegenseitig befruchten, und weil eine Anschauung durch nichts lebendiger und fester wird als durch selbsttätiges Darstellen des zu Veranschaulichenden. Die hier angedeuteten Methoden werden heute beim Blindenunterricht ziemlich allgemein angewendet.

Das Staunen über die Leistungen des Tastsinnes der Blinden hat zu der mystischen Vorstellung geführt, derselbe sei beim Nichtsehenden von Natur besser entwickelt, schärfer als beim Sehenden. Das Gleiche behauptet man übrigens auch vom Gehörsinn, und jedenfalls verdanken solche Vorstellungen ihre Entstehung zum Teil dem Wunsche nach einer aus-

gleichenden Gerechtigkeit der Natur. In Wahrheit sind die größeren Leistungen des Blinden nur der anhaltenderen Übung und der stärkeren Konzentration zuzuschreiben. Die ganze seelische Kraft, welche der Vollsinnige auf das Aufnehmen und Verarbeiten der Gesichtseindrücke verwendet, steht dem Blinden für die übrigen Sinnesgebiete zur Verfügung. Je weniger Sinne der Mensch hat, um so mehr kann die Leistungsfähigkeit der ihm noch verbliebenen gesteigert werden, was dem Blinden gegenüber gewisse Taub-Blinde, wie Laura Bridgeman und Helen Keller, schlagend beweisen. Aber der Weg, auf dem die Steigerung erfolgt, ist immer der gleiche. Am deutlichsten wird der Hergang bei dem Verhalten der Spätererblindeten. Wie oft erklärt sich ein Sehender außer Stande, die heute allgemein verbreitete Blindenschrift (Punktschrift) mit den Fingern lesen zu lernen, und doch erreicht dies ein großer Teil derer, die als Erwachsene das Augenlicht verloren haben, wovon man sich gerade jetzt bei unseren erblindeten Kriegern überzeugen kann.

Trotz aller Verfeinerung durch Übung und Konzentration hat der Tastsinn dem Auge gegenüber seine natürlichen Grenzen. So hat die Projektion des Körpers auf die Fläche, die der Sehende bei jeder Art der Zeichnung und der Malerei ausführt, für ihn keine Bedeutung. Eine gezeichnete Figur (in erhabenen oder vertieften Linien) erscheint dem sie Betastenden stets als Flächenbegrenzung, niemals als Körper. Einen gezeichneten Würfel nimmt er also nur als neben- und übereinanderliegende Vierecke wahr. Auch erscheint ihm die Figur stets in der Lage, in der sie sich tatsächlich befindet. Liegt beispielsweise ein Blatt Papier, auf welches die Vorderansicht einer menschlichen Gestalt gezeichnet ist, auf dem Tisch, so nimmt er diese Gestalt selbst als liegend wahr, als stehend erst, wenn das Blatt auf seinem unteren Rande senkrecht zur Tischplatte aufgerichtet ist. Während auf die Gründe für diese Unterschiede zwischen Gesichts- und Tastsinn hier nicht eingegangen werden kann, ist es ohne weiteres klar, warum für letzteren eine Perspektive nicht existiert; denn entferntere Körper oder Linien erscheinen ihm ja, wenn er überhaupt Gelegenheit hat, sie wahrzunehmen, stets in ihrer natürlichen Größe. Nach alledem kann also die Projektion eines Körpers auf die Fläche für den Blinden besten Falles nur als konventionelles, einzulernendes Zeichen für diesen Körper und für die Lage seiner Teile Bedeutung gewinnen. Aus Zweckmäßigkeitsgründen kann man diese verabredete Zeichenschrift, wie es auch vereinzelt geschehen ist, in Büchern zur Erläuterung der Beschreibung bei einfachen Gegenständen benützen, wobei man aber immer noch über die Anwendung oder Nichtanwendung der Perspektive und über anderes mehr ein Übereinkommen treffen müßte; bei komplizierteren Gegenständen aber würde die Zeichenschrift sehr bald versagen. Der Blinde ist fast ausschließlich auf das Betasten von Körpern und daher in der Schule auf plastische Modelle angewiesen. Gezeichnete Figuren, die er auch selbst darstellen kann, kommen für ihn nur da in Betracht, wo sie wirklich als Flächenbegrenzungen verstanden werden sollen, also in der Planimetrie und für geographische Karten.

Ferner vollziehen sich die Wahrnehmungen des Tastsinnes langsamer und weniger übersichtlich als die des Gesichtssinnes. Das Auge vermag mit einem Blick unvergleichlich mehr zu erfassen als beide Hände zusammen mit einem gleichzeitigen Griff. Daher bedürfen sie, bevor sich ein geschlossenes Ganzes ergibt, fast immer mehrerer Griffe oder des gleitenden Tastens,

wo dem Auge ein einziger Blick genügt. Dies gilt nicht nur von der Zusammenfassung der Tastempfindungen zu räumlichen Formen, sondern auch von der Zusammenfassung tastbarer konventioneller Zeichen, die vollzogen werden muß, damit die Bedeutungen dieser Zeichen zusammengefaßt werden können. So wird es der Blinde niemals zu der dem Sehenden möglichen Lesegeschwindigkeit bringen, und ein Überfliegen der Seite im Sinne des Sehenden gibt es für ihn nicht. Sehr störend macht sich die langsame und wenig übersichtliche Zusammenfassung der Tastempfindungen bemerkbar, wenn er eine in seiner eigenen Notenschrift angefertigte Partitur, mag dieselbe auch nur aus 4 Stimmen bestehen, lesen will. Daher wird es sich in solchen Fällen weniger um ein Lesen als um ein Auswendiglernen und nachträgliches Kombinieren der einzelnen Stimmen handeln.

Daß der Tastsinn dem räumlich Kleinen gegenüber viel früher versagt als der Gesichtssinn, ist allgemein bekannt. Unvergleichlich bedeutsamer aber ist der Umstand, daß er nicht über den Bereich des menschlichen Körpers hinausführt, daß er also kein eigentlicher Fernsinn ist. Gerade der fast völlige Mangel eines weittragenden und dabei zuverlässigen Fernsinnes ist es, was dem Blinden die Orientierung in der Außenwelt so sehr erschwert und ihn auch bei bestem Willen und größter Energie die Abhängigkeit von seinen normalen Mitmenschen niemals gänzlich überwinden läßt. Die erste Orientierung erfolgt mittelst des Tastsinnes zunächst am Körper selbst und dann in seiner Umgebung, soweit die Gliedmaßen reichen. Schon hierbei spielen neben den Berührungsempfindungen die Bewegungsempfindungen eine überaus wichtige Rolle; ja, ohne dieselben dürfte schon die Wahrnehmung des dreidimensionalen Raumes nicht zustande kommen. Aber über ihr Wesen herrscht noch große Unklarheit. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob sie sich etwa aus Tast-, Muskel- und Gelenkempfindungen zusammensetzen und ob diese Bestandteile zur Wahrnehmung der Distanz, Richtung und Geschwindigkeit genügen, oder ob und wieweit sie eine besondere Klasse von Empfindungen bilden. Für uns ist es hinlänglich, sie als einheitliche Empfindungen zu betrachten, die aber mit den Tastempfindungen in einem sehr engen Zusammenhang stehen, und zwar ist derselbe ein dreifacher: 1. Beim gleitenden Tasten sind Tast- und Bewegungsempfindungen gleichzeitig vorhanden und kombinieren sich zu neuen Wahrnehmungseinheiten. 2. Beim Greifen und auch beim Schreiten ist das Ende der Bewegung durch Tastempfindungen markiert oder, wenn dies ausnahmsweise nicht geschieht, durch das Bewußtsein des Fehlens einer solchen Markierung. 3. Die Bewegungsempfindungen haben, wie die einfache Selbstbeobachtung lehrt, eine gewisse Ähnlichkeit mit den Tastempfindungen. Nicht nur die Bewegungen, sondern auch die Ruhelagen unseres Körpers und seiner Glieder lösen Empfindungen aus, die Lageempfindungen, welchen naturgemäß auch die Empfindungen des vorhandenen oder gestörten Gleichgewichtes beizuzählen sind. Wieder haben wir nicht zu untersuchen, wie und in welchen Organen diese Empfindungen zustandekommen. Aber es ist klar, daß sie bei der Orientierung und besonders bei der durch eigene Tätigkeit bewirkten Fortbewegung des Körpers von größter Wichtigkeit sind. Die Bewegungs- und Lageempfindungen hinterlassen ähnlich wie die Empfindungen anderer Sinne Erinnerungen, und so wird es dem Blinden vermöge dieser ganzen Empfindungsgruppe, die Tastempfindungen eingerechnet, möglich, sich auch über den Bereich seines Körpers hinaus bis

zu einem gewissen Grade zu orientieren und zurecht zu finden. Um eine Entfernung kennen zu lernen, braucht er nur die Schritte, die er zu ihrer Durchmessung nötig hat, abzuzählen. Häufig genügt auch eine ungefähre Schätzung der Schrittzahl. Die von einem gegebenen Punkte aus einzuhaltende Richtung, ob er also z. B., aus seiner Haustüre getreten, geradeaus, nach rechts oder nach links gehen soll, prägt er sich ohne Mühe ein. Aber auch die Richtungsänderungen eines Weges kann er nach ein- oder mehrmaligem Begehen desselben im Gedächtnis behalten, ja, er vermag sogar, sich aus einem Reliefplan über Lage und Lauf der Straßen einer Stadt zu unterrichten. Weitere Anhaltspunkte beim Gehen können ihm die mit dem Tastsinn durch Vermittelung der Füße oder eines Stockes wahrgenommenen Verschiedenheiten der Bodenbeschaffenheit, wie kleine Erhöhungen oder Vertiefungen, Art der Pflasterung usw., liefern. Der Stock, der den Bereich des Tastsinnes etwas über den Körper hinaus ausdehnt, dient dem Blinden einerseits zur Kenntlichmachung unvorhergesehener Hindernisse, gleichviel ob sie von der Bodenbeschaffenheit oder von Gegenständen herrühren, andererseits zum vorbereitenden Aufsuchen erwarteter Anhaltspunkte.

Wenn von dem Orientierungsvermögen des Blinden die Rede ist, muß auch der sogenannte 6. Sinn in Betracht gezogen werden. Der Ausdruck „6. Sinn" ist ein höchst unglücklicher; denn selbst wenn man die Bewegungs- und Lageempfindungen ohne weiteres als Tastempfindungen ansehen will, so müßte doch zum mindesten der Temperatursinn als der 6. bezeichnet werden. Besser, wenn auch freilich nicht prägnant, ist der Ausdruck „Fernsinn"; denn die Empfindungen, um die es sich hier handelt, treten auf, wenn sich der Körper in geringer Entfernung von einem nicht zu kleinen Gegenstand befindet, gleichgiltig, ob die Annäherung von diesem oder von jenem ausgeht. Selbstverständlich ist auch dieser Sinn keine besondere Mitgift des Blinden, was schon daraus erhellt, daß er vielen Blinden fehlt. Bei genügender Selbstbeobachtung, zu der nur in der Regel kein Anlaß geboten ist, würden ihn auch zahlreiche normale Menschen bei sich entdecken. Als Sitz der betreffenden Empfindungen erscheint vielen Blinden die Stirn, anderen das Ohr. Sehr sorgfältig angestellte Versuche haben es wahrscheinlich gemacht, daß wir es hier nicht etwa mit der Wahrnehmung leiser Geräusche, sondern wirklich mit einer besonderen Klasse von Empfindungen zu tun haben. Hervorgerufen werden sie vermutlich durch Änderungen des Luftdruckes, der naturgemäß ein verschiedener sein muß, je nachdem wir uns beispielsweise auf einer freien Fläche oder wenige Schritte von einem Haus, ja selbst von einem Baum entfernt befinden. Mit dieser Erklärung stimmt es gut überein, daß nach Aussage mancher Blinder der Fernsinn bei starkem Wind nicht funktioniert; denn nach dem sogenannten psycho-physischen Gesetz wird eine geringe Zu- oder Abnahme eines Reizes um so schwerer empfunden, je stärker der ursprüngliche Reiz ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Fernsinn vielen Blinden in und außer dem Hause eine wesentliche Unterstützung bietet. Darum sollte er von Jugend auf geübt werden.

Daß dem Blinden bei der Orientierung auch sein Gehör wichtige Dienste leistet, ist nahezu selbstverständlich. Durch das natürliche Interesse an der Umwelt und durch praktische Bedürfnisse getrieben, wird er auf zahlreiche Geräusche und Geräuschänderungen achten, die dem Sehenden im

allgemeinen entgehen. Namentlich aus dem Klang des eigenen Schrittes kann er Vieles erkennen, so, ob er in ein großes oder kleines oder wenigstens in ein leeres oder mit Möbeln angefülltes Zimmer tritt, ob er durch einen Hohlweg, durch eine enge oder breite Straße geht, wo die Häuserreihen aufhören und freies Land beginnt usw. Außerdem aber ist das Gehör derjenige Sinn des Blinden, welcher am weitesten in die Ferne reicht. Auch in dieser Beziehung kann er gelegentlich zur Orientierung dienen, indem der Blinde z. B. an fernem Hundegebell oder Glockenläuten erkennt, welche Richtung er einzuschlagen hat, ebenso zur Warnung, indem er etwa das Heranrollen eines Fuhrwerks rechtzeitig wahrnimmt. Es muß aber bemerkt werden, daß der Blinde, wie mir wenigstens scheint, in der an sich schwierigen Lokalisierung von Gehörseindrücken weniger Sicherheit besitzt als der Sehende. Das ist leicht begreiflich, da er ja meist weniger klare Vorstellungen von den räumlichen Verhältnissen seiner Umgebung hat als dieser.

Die mannigfachen Faktoren, welche dem Blinden die Orientierung ermöglichen, wirken so eng zusammen, daß es ihm ohne eingehende Selbstanalyse kaum gelingen wird, das Zustandekommen seiner Leistungen auf diesem Gebiet zu erklären. Oft erreichen dieselben eine erstaunliche Höhe. Sich in der eigenen Wohnung, ja auch in großen Gebäuden mit ausgedehnten Gartenanlagen, wie Blindenanstalten, frei und sicher zu bewegen, ist von jedem normal begabten Blinden zu verlangen. Aber nicht selten trifft man Blinde sogar mitten im Gewühl unserer Großstädte an, wo sie mit mehr oder weniger Geschick ihren Weg suchen und finden. Meist ist es die berufliche Tätigkeit, die sie zu diesem Wagnis treibt, das als Erhöhung der Unabhängigkeit des Blinden von verschiedenen Seiten warm empfohlen wird. Vor dem persönlichen Mut, der in solchen und ähnlichen Unternehmungen zutage tritt, muß man die größte Hochachtung haben, darf aber diejenigen, die nicht ohne Begleitung auf die Straße gehen, darum doch nicht ohne weiteres der Feigheit und Schwäche beschuldigen; denn einerseits muß eine vernünftige, auf möglichste Selbständigkeit des Blinden bedachte Erziehung gehörig vorgearbeitet haben, und andererseits ist es nicht jedermanns Sache, fremde Hilfe und Gutmütigkeit, ohne die der alleingehende Blinde doch nun einmal nicht auskommt, in Anspruch zu nehmen, solange ihn nicht die äußerste Notwendigkeit dazu zwingt. Endlich kommt auch die körperlich-seelische Veranlagung in Betracht.

Noch wichtiger als für den Sehenden ist für den Blinden das Gehör als Aufnahmeorgan des gesprochenen Wortes, der fremden Mitteilung. Freilich muß man beim Unterricht des blinden Kindes so gut wie bei demjenigen des sehenden danach streben, daß möglichst wenig bloße Mitteilung bleibe, daß sich vielmehr mit dieser eine sinnliche Anschauung vereinige oder daß doch an solche Anschauungen angeknüpft werde. Aber der Spielraum, der dem gesprochenen und gehörten Wort als dem vorzüglichsten Verständigungsmittel der Menschen beim Unterricht und im Leben zukommt, ist doch unermeßlich groß. Dies führt uns darauf, die Vorstellungen des Blinden gesondert zu betrachten, die wir freilich schon bei Besprechung der Empfindungen und der Sinnesleistungen nicht unberührt lassen konnten. Wenn ich nicht irre, war es der viel zu früh verstorbene blinde Schriftsteller Fr. Hitschmann, der zuerst behauptete, der Blinde müsse sich mit „Surrogatvorstellungen“ behelfen. Dieser Begriff wurde dann auch von anderen

übernommen. Er birgt aber, solange man seine möglichen Bedeutungen nicht scharf erfaßt, die Gefahr in sich, daß man den Blinden nach dem Rezept des Mephistopheles „Im ganzen haltet euch an Worte" usw. erzieht. Ersatzvorstellungen treten ein, wenn man sich einen neu gefundenen Zusammenhang an einer analogen, bereits geläufigen Gedankenreihe noch klarer macht, oder wie man auch in diesem Falle sagen kann, veranschaulicht. Mit solchen Ersatzvorstellungen arbeitet der Physiker fortwährend, so z. B., wenn er sich die positive und die negative Elektrizität wie zwei Flüssigkeiten denkt. Aus dem, was er über das Verhalten von Flüssigkeiten längst weiß, wird ihm ein großer Teil der elektrischen Erscheinungen einleuchtend. Die Ersatzvorstellungen sind also berechtigt, solange man sie nicht mit dem verwechselt, was sie ersetzen sollen, sondern sie nur als Hilfsmittel der Veranschaulichung betrachtet. (Vergl. hierüber Ernst Mach, Populärwissenschaftliche Vorlesungen, Nr. 8—10.) Demnach darf man sie auch dem Blinden, wo es nötig oder zweckmäßig ist, einpflanzen. So kann er beispielsweise die Lehren der Optik sehr wohl in sich aufnehmen, indem er sich an Stelle der Strahlen Stäbe denkt, die man ihm auch sinnlich vorführen kann. Er muß nur dem Sehenden glauben, daß sich die Strahlen so verhalten, wie man es ihm an den Stäben anschaulich macht. Eine ganz andere Art von Ersatzvorstellungen trägt jeder Mensch in unzählbarer Menge mit sich herum. Man würde sie besser teils als unvollständige, teils als ungenaue Vorstellungen bezeichnen. Kein Mensch kann sich von Allem, was er hört und liest, eine zutreffende Anschauung, also eine genaue und vollständige Vorstellung bilden, ja selbst von Vielem nicht, was er sieht. Der Nichttechniker weiß wohl, was eine Lokomotive ist; aber von dem Zusammenhang ihrer Teile, von ihrem Mechanismus hat er meist doch nur eine höchst ungefähre und unklare Vorstellung. Da unsere Aufnahmefähigkeit ihre Grenzen hat, müssen wir eben, geleitet von unseren Anlagen, und vom praktischen Bedürfnis und gefördert oder gehemmt durch die Gelegenheit, einige wenige Fälle auswählen, in welchen wir zutreffende Anschauungen erwerben und als solche in uns festhalten. Alles übrige nehmen wir in sehr verschiedenen Graden der Vollständigkeit und Genauigkeit in uns auf und halten es wieder in sehr verschiedenen Graden fest. Es ist aber klar, daß der Mensch sein theoretisches Bedürfnis nach Erkenntnis und sein praktisches Bedürfnis nach Beherrschung der Außenwelt um so besser befriedigen kann, je mehr zutreffende Anschauungen er besitzt. Darum ist bei der Erziehung sowohl des sehenden als auch des blinden Kindes möglichste Anschaulichkeit anzustreben. Freilich wird der Blinde hinter dem Sehenden von gleicher Beanlagung stets zurückbleiben, da dem Tastsinn vieles unzugänglich und das genaue Betasten des Zugänglichen häufig mit Schwierigkeiten verbunden ist. Aber hinsichtlich der Art seiner Vorstellungen ist der Blinde nicht anders gestellt als der Sehende. Hier mag noch die Bemerkung Platz finden, daß dies auch von seinen Träumen gilt. Da es keine Vorstellung gibt, die nicht eine Empfindung, also einen durch einen Sinn vermittelten Eindruck zur Grundlage hätte, so ist das Vorstellungsmaterial des Traumes durchaus von der Beschaffenheit der Sinne abhängig. Auch der Blinde hat keine übersinnlichen Vorstellungen, sondern nur solche, die ursprünglich durch die Sinne in ihn gekommen sind. Er kann also nicht, wie man gelegentlich fabelt, im Traum sehen, wohl aber hören, tasten, riechen, schmecken, sich bewegen usw.

Daß sich die Bildung von Begriffen, Urteilen und Schlüssen, kurz, das formal-logische Denken beim Blinden nicht anders vollzieht wie beim Sehenden, daß er also mit dem seinem Geiste zugänglichen Material genau so zu arbeiten vermag, wie dieser mit dem seinigen, das freilich umfassender ist, bedarf keiner Erwähnung. Man neigt aber dazu, wie die sinnlichen, so auch die intellektuellen Fähigkeiten des Blinden wenigstens theoretisch zu überschätzen. Vor allem traut man ihm ein außerordentlich gutes Gedächtnis zu. Zwar sind die Leistungen, die man mit dem Wort „Gedächtnis“ zusammenfaßt, keine Leistungen des Intellekts. Da aber ein gutes Gedächtnis mit Recht als wesentliche Unterstützung der intellektuellen Arbeit gilt, so sei es uns erlaubt, die Frage nach dem Gedächtnis der Blinden an dieser Stelle zu behandeln. Zudem besitzt ja der Mensch kein einheitliches Gedächtnis, sondern das Festhalten und Reproduzieren der verschiedenartigen seelischen Gebilde ist im Individuum selbst nach Genauigkeit, Menge und Zeitdauer sehr verschieden, sodaß auch in einer allgemeinen Seelenlehre an sehr verschiedenen Orten vom Gedächtnis gesprochen werden könnte. Naturgemäß hat auch kein Blinder auf allen Gebieten ein gleichmäßig gutes Gedächtnis. Wo er einem im übrigen gleichartig begabten Sehenden überlegen ist, da wird vor allem die größere Übung den Ausschlag gegeben haben. Geübt wird hauptsächlich und zwar schon in der Schule sein Gedächtnis für das gesprochene Wort, da ihm weit weniger Bücher zur Verfügung stehen als dem Sehenden, und da das rasche Nachschreiben des Gesprochenen auf gewisse Schwierigkeiten stößt. Aber was das Wortgedächtnis oder, bei blinden Musikern, auch das musikalische Gedächtnis leistet, übersteigt nicht das, was auch einem Vollsinnigen möglich wäre. Man denke nur an die uns erstaunliche Ausbildung des Gedächtnisses der Sänger und Erzähler bei Völkern, welche die Schrift nicht kennen oder sie in der Regel nicht anwenden. Daß bei solchen Völkern häufig gerade Blinde als Rhapsoden auftreten, hat seinen Grund jedenfalls darin, daß dies zu den wenigen Tätigkeiten gehört, die sie dort auszuüben vermögen, kaum aber darin, daß sie von Natur ein besseres Gedächtnis hätten als ihre sehenden Volksgenossen. Immerhin läßt sich die Vermutung nicht ganz abweisen, daß der Blinde hinsichtlich seines Gedächtnisses gegen den Sehenden doch von vornherein begünstigt sei, wenn man nämlich bedenkt, daß er weniger in sich aufzunehmen und zu verarbeiten hat, daß daher dieses Wenige vielleicht fester haftet und leichter reproduziert wird. Zu einiger Sicherheit darüber, ob es sich so verhält oder nicht, könnte man gelangen, indem man noch nicht schulpflichtige blinde und sehende Kinder von möglichst gleicher Veranlagung auf ihr Gedächtnis hin prüfte; denn bevor es unterrichtet wird, dürfte das blinde Kind kaum stärkere Veranlassung haben als das sehende, sein Gedächtnis nach einer Seite hin besonders zu üben.

Auch an Konzentration, dieser so wichtigen Bedingung für erfolgreiche intellektuelle, ja überhaupt geistige Arbeit, traut man dem Blinden nicht selten ein höheres Maß zu als dem Sehenden. Man sagt sich, daß er, da ihm die Außenwelt zum Teil verschlossen sei, seine Aufmerksamkeit um so ungestörter den Vorgängen in seinem Innern, also etwa seinen Gedanken, zuwenden könne. Dieses Argument ist zweifellos einleuchtend. Alle Ablenkungen, welche der Sehende bei seiner Arbeit durch das Auge erfahren kann, fallen für den Blinden fort. Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. Die teilweise Abgeschlossenheit von der Außenwelt führt leicht zum Ver-

sinken in müßige Träumereien, indem die Gedanken freien Lauf haben, da wir nicht durch die Macht sinnlicher Eindrücke auf das hingewiesen werden, was uns im gegenwärtigen Augenblick zu tun obliegt. In der Tat weiß jeder Blindenpädagoge, daß das müßige Träumen ein Fehler so mancher Blinder ist, der mit Energie bekämpft werden muß.

Schon aus diesem einen Fall, in welchem der Mangel der Sehkraft zwei entgegengesetzte Resultate im Gefolge haben kann, möge man ersehen, daß wir die Wirkung dieses Mangels auf immer individuellere Faktoren zurückführen müssen, je kompliziertere seelische Vorgänge wir betrachten, je mehr wir uns von der vermittelnden Tätigkeit der Sinne ab- und den Betätigungen der gesamten Persönlichkeit, also den Gefühlen, dem Willen, den Gemütszuständen, zuwenden. Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, sei ausdrücklich bemerkt, daß es in Wirklichkeit keine Empfindung und keine Vorstellung gibt, die nicht mit einer Reaktion der gesamten Persönlichkeit, d. h. also mit Gefühlen der Lust oder Unlust, mit solchen der Tätigkeit oder des Gehemmtseins und mit bestimmten Gemütslagen, verbunden wäre. Empfindungen, Vorstellungen usw. schälen wir eben nur aus unseren inneren Erlebnissen heraus, um einen Einblick in das seelische Getriebe gewinnen zu können. Ebenso gibt es andererseits kein Gefühl, keinen Willensakt, keinen Gemütszustand ohne Empfindungen oder deren Reproduktionen, die Vorstellungen. Je mehr auf einem Gebiet des Seelenlebens die individuelle Veranlagung der Blinden ins Spiel kommt, um so weniger werden sie sich auf diesem Gebiet im Durchschnitt von den Sehenden unterscheiden. Es hätte daher keinen Zweck, wenn wir bei Behandlung der jetzt in Rede stehenden komplizierteren seelischen Vorgänge versuchen wollten, systematisch vorzugehen. Wir können vielmehr nur einzelne, besonders wichtige oder besonders interessante Punkte herausgreifen.

Man fragt wohl oft, ob und wie es dem Blinden möglich sei, den Charakter seiner Mitmenschen zu kennen, ohne ihren Gesichtsausdruck und ihre sonstigen Gebärden und Bewegungen wahrzunehmen. Aber diese Wahrnehmungen bilden doch nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Mittel, die zur Menschenkenntnis führen können; alle übrigen besitzt der Blinde so gut wie der Sehende, und es scheint, daß sie im allgemeinen ausreichen. Einerseits beurteilen wir unsere Nebenmenschen nach ihren Handlungen und ihren Worten. Aber gleiche Handlungen und gleiche Worte können aus sehr verschiedenen Gesinnungen hervorgehen, und solange wir über diese kein sicheres Urteil haben, kennen wir den betreffenden Menschen nicht, können nicht voraussehen, wie er sich in einem gegebenen Fall verhalten wird, können ihn nicht bewerten. Freilich werden wir, je konsequenter er in seinen Handlungen und Worten ist, mit um so größerem Recht auf diejenigen Gesinnungen schließen, welche solchen Handlungen und Worten in der Regel zugrunde liegen. Aber ganz allgemein setzen wir fast noch höheres Vertrauen in das, was wir aus den unwillkürlichen Äußerungen der Menschen über ihre Gesinnungen zu erfahren glauben. Hier handelt es sich nicht mehr um ein einfaches Erkennen, um ein Schließen aus Erfahrungen. Vielmehr erleben wir das, was unserer Meinung nach in der fremden Persönlichkeit vorgeht, in uns nach; wir versetzen uns in die fremde Persönlichkeit, oder, wie der moderne Ausdruck lautet, wir fühlen uns in sie ein. Wie dies zustandekommt und wie dabei selbstverständlich doch auch unsere Erfahrungen mitwirken, wird in der allgemeinen

Psychologie und in der Ästhetik erörtert. Für den Vollsinnigen sind die sichtbaren unwillkürlichen Äußerungen, zu welchen auch die bleibende Beschaffenheit des Gesichtes und des Körpers zu rechnen ist, ausschlaggebend, für den Blinden die hörbaren, also vor allem der Klang der Stimme. Zwar hat dieses Mittel auch der Sehende zur Verfügung. Aber da ihm noch ein anderes weites Tor zur Seele seiner Mitmenschen offensteht, wird er ihm im allgemeinen, d. h. abgesehen von besonderer Veranlagung, weniger Aufmerksamkeit schenken als der Blinde. Dieser wird selbstbewußte Kraft, Wohlwollen, Schmeichelei, Unsicherheit usw. leicht aus dem Stimmklang heraushören. Er wird aber nach demselben auch die wechselnden Stimmungen der ihm näher vertrauten Personen mit großer Sicherheit beurteilen. Bei nur flüchtiger Begegnung mit einem Menschen wird der Sehende nicht selten dem Blinden überlegen sein; denn es bedarf oft längerer Zeit, um sich in eine Stimme und ihre Schattierungen einzuhören. Bei kurzer Wahrnehmungszeit kann es sogar geschehen, daß sich der Blinde über das ungefähre Alter der betreffenden Person täuscht, und wenn es sich um Kinder und Halbwüchsige oder um sehr alte Leute handelt, kann er selbst über das Geschlecht zweifelhaft sein. In solchen Fällen kann natürlich keine zutreffende Charakterbeurteilung zustandekommen. Wo dagegen der Blinde in nur einigermaßen nahem Verkehr mit Menschen steht, da glaube ich nicht, daß er gegen den Vollsinnigen irgendwie im Nachteil ist. Selbstverständlich gibt es unter den Blinden wie unter den Sehenden gute und schlechte Menschenkenner. Vor Täuschungen ist niemand sicher. Aber gegen absichtliches Getäuschtwerden dürfte der Blinde besser geschützt sein als der Sehende; denn über seine Gebärden und Bewegungen hat der Mensch weit mehr Macht als über den Klang seiner Stimme. Jeder Schauspieler wird das bestätigen.

Wenn das Dichterwort „Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt" zutrifft, so hätte also der Blinde im großen und ganzen keinen Grund, seinen Mitmenschen mit stärkerem Mißtrauen zu begegnen als der Sehende; und doch wird er sehr allgemein für besonders mißtrauisch gehalten. Nach dem oben Gesagten wäre bei flüchtiger Berührung mit Fremden, also auf Reisen usw., sein Mißtrauen entschieden gerechtfertigt; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der Blinde leichter bestohlen, betrogen oder gefoppt werden kann als der Sehende. Trotzdem finde ich, daß selbst für diese Fälle die allgemeine Ansicht nicht zutrifft. Ein Blinder könnte nicht allein über die Straße gehen oder allein reisen oder bei ihm fremden Leuten wohnen, wenn er nicht ein besonderes Maß von Zutrauen zu den Menschen überhaupt besäße. Dieses besondere Maß erklärt sich aus dem festen Willen oder der Notwendigkeit, sich möglichst unabhängig zu machen. Ohne die, wenn auch wohl nicht immer klar bewußte Überzeugung, daß ihm die Menschen in der Regel eher behilflich sein als ihn schädigen werden, wäre diese Unabhängigkeit einfach nicht zu erreichen. Dazu kommt, daß es höchst deprimierend ist, auf seinen eigenen Schutz mehr bedacht sein zu sollen als es andere Menschen nötig haben. Es ist ja schon oft ausgesprochen worden, daß das Leben nicht lebenswert wäre, wenn man sich stets vor allen möglichen Gefahren schützen wollte. Daraus erklärt sich wohl auch in weniger ernsten Fällen, in welchen man ein besonderes Mißtrauen des Blinden erwarten könnte, der Mangel eines solchen. Manche Vollsinnige begehen die Taktlosigkeit, sich in Gegenwart eines Blinden

anders zu benehmen als sie es in Gegenwart von ihresgleichen täten, indem sie sich z. B. durch pantomimische Zeichen über den Blinden unterhalten, sei es, daß sie ihr Mitleid oder ihre Bewunderung ausdrücken oder daß sie ihn verspotten. An Bewegungsgeräuschen, am veränderten Stimmklang, vielleicht auch an gewissen Wendungen des Gespräches hat er Mittel genug, um diese pantomimische Sprache gelegentlich zu bemerken, und es ist klar, wie erniedrigend sie, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, für ihn sein muß, war sie doch dazu bestimmt, von ihm nicht bemerkt und nicht verstanden zu werden. Nichtsdestoweniger wird kaum ein Blinder in Gegenwart von Sehenden an solche Möglichkeiten denken. Täte er es, so wäre ein harmloser Verkehr mit Vollsinnigen für ihn ausgeschlossen. Ich erblicke in dem fehlenden Mißtrauen des Blinden gegen den Sehenden eine seelische Selbsterhaltung. Ein Blinder z. B., der, mit einer sehenden Frau verheiratet, zur Eifersucht neigte, hätte die Hölle auf Erden. Auch diese Betrachtung kann ich nicht ohne die triviale Bemerkung schließen, daß es selbstverständlich auch unter den Blinden besonders vertrauensselige und besonders mißtrauische Menschen gibt.

Wir hatten schon mehrfach die Schwierigkeiten zu erwähnen, die sich der Bewegungsfreiheit des Blinden entgegenstellen. Sie können zwar, wie wir gesehen haben, bis zu einem gewissen Grade überwunden werden, sind aber darum doch ursprünglich vorhanden. Dies führt leicht zu einer Abneigung gegen Körperbewegungen, die über das unbedingt notwendige hinausgehen, zur körperlichen Bequemlichkeit, zur Bevorzugung einer sitzenden Lebensweise. Damit verbindet sich bekanntlich oft allgemeine Willensschwäche, Mangel an Initiative, die beim Blinden leicht mit dem oben gekennzeichneten Hang zum Träumen verschmelzen. Namentlich solchen Blinden wird es schwer, einmal angenommene auffallende Gewohnheiten, wie schlechte Körperhaltung, zwecklose Bewegungen usw., deren Aneignung aus dem Mangel des Augenlichts leicht verständlich wird, wieder abzulegen. Gegen diese ganze Gruppe körperlich-seelischer Zustände muß bei der Erziehung auf's entschiedenste angekämpft werden, und heute streben auch die erwachsenen Blinden mit klarem Bewußtsein danach, sich von ihren sehenden Mitmenschen auch äußerlich so wenig wie möglich zu unterscheiden.

Zur Bekämpfung der genannten Übel dient vor allem Turnen und überhaupt allseitige Ausbildung des Körpers; also Sport jeder nur möglichen Art.

Daß für den Blinden die Freude an der eigenen Bewegung, an seiner Kraftanstrengung und an der Erreichung eines gesteckten Zieles die gleiche ist wie für den Sehenden, und daß er die günstigen Wirkungen, die eine solche Betätigung auf Körper und Seele ausübt, ebenso empfindet, wird wohl jedermann einleuchten. Dagegen hört man oft die zweifelnde Frage, ob denn der Blinde an der freien Natur selbst irgendwelchen Genuß haben könne. Man braucht nur zu überlegen, welche Eindrücke übrig bleiben, wenn man sich die Gesichtswahrnehmungen wegdenkt, um diese Frage zu bejahen. Aus Feld und Wiese, aus Wald und Wasser schallen uns die mannigfachsten Stimmen der belebten und der unbelebten Welt entgegen. Die Wohltat, reine Luft, den Geruch des Waldes oder Feldes, den Duft der Blumen oder des Heu's einzuatmen, empfindet der Blinde genau so wie der Sehende, ebenso auch die Kühle des Schattens nach brennender Sonnenhitze. Überhaupt kommen alle die verschiedenen, Abwechselung

schaffenden Einwirkungen der Temperatur und Witterung in Betracht. Auch der Tastsinn braucht nicht leer auszugehen; denn Gesteine, Pflanzen und so manche Tiere sind ihm zugänglich. Aber selbst von dem, was der Vollsinnige in der freien Natur mit dem Auge wahrnimmt, muß dem Blinden durchaus nicht alles verloren sein. Wenn nur er und sein Begleiter miteinander sympathisieren, innerlich zusammenstimmen, so werden dessen Mitteilungen über das Gesehene zwar nicht nach ihrem wirklichen Empfindungsinhalt, wohl aber stimmungsmäßig bis zu einem gewissen Grade in ihm lebendig werden. Ich will hierfür nur ein Beispiel anführen: Wenn ein Blinder zusammen mit einem Sehenden einen Berg bestiegen hat, von dem aus man eine besonders schöne Aussicht haben soll, und der Himmel hat sich inzwischen bewölkt, so wird er fast ebenso enttäuscht sein wie sein Begleiter; denn die Aussicht war ihm ja nichts Gleichgiltiges; vielmehr wußte er, daß ihr Genuß für seinen Begleiter zu den Zwecken der Wanderung gehörte, und so ist derselbe auch ihm zum Zweck geworden. Das Leben des Blinden wäre unendlich viel ärmer als es tatsächlich ist, wenn ihm der Naturgenuß versagt wäre. D a r u m u n d s e l b s t v e r s t ä n d l i c h a u c h a u s G r ü n d e n d e r H y g i e n e f ü r L e i b u n d S e e l e s i n d d i e b e s o n d e r s i n d e n l e t z t e n J a h r e n h e r v o r g e t r e t e n e n M a ß n a h m e n u n d E i n r i c h t u n g e n, w e l c h e d e n b l i n d e n H a n d w e r k e r n u n d a n d e r e n i m S o m m e r e i n i g e W o c h e n d e r E r h o l u n g a u f d e m L a n d e e r m ö g l i c h e n w o l l e n, a u f ' s w ä r m s t e z u b e g r ü ß e n u n d t a t k r ä f t i g z u u n t e r s t ü t z e n.

Mit dem Naturgenuß verwandt, wenn auch keineswegs mit ihm identisch, ist das Kunstgenießen. Man könnte meinen, aus den bildenden Künsten seien dem Blinden die Werke der Plastik zugänglich. Aber einerseits fehlen ihm die Erfahrungen darüber, wie sich das Seelenleben in den Formen und Bewegungen des Körpers ausdrückt, da er ja seine Mitmenschen nicht betastet, und andererseits macht ihm der Tastsinn, bezw. der Hautsinn überhaupt, das Sichhineinversetzen, die Einfühlung in das Kunstwerk unmöglich, indem er ihn fortwährend an die Wirklichkeit des Materials und an seinen eigenen Leib, also an seine eigene Persönlichkeit erinnert; denn neben den in einer Statue dargestellten Körperformen vermittelt der Hautsinn ja auch Glätte oder Rauhigkeit, Härte oder Weichheit, Wärme oder Kälte des darstellenden Materials, also Eigenschaften, die mit dem Dargestellten, nämlich den Körperformen und der Persönlichkeit, die aus denselben hervorleuchten soll, nichts zu tun haben, und außerdem besitzen die Empfindungen des Hautsinnes im Gegensatz zu Gesicht und Gehör die Eigentümlichkeit, daß sie nicht nur ein außer uns Liegendes, das sie hervorruft, sondern auch die Hautstellen, an welchen sie hervorgerufen werden, zum Bewußtsein bringen. Auf welche Weise unter ganz besonderen Umständen diese Hindernisse für den Genuß plastischer Kunstwerke überwunden werden können, wie es bei Helen Keller der Fall ist, steht hier nicht zur Erörterung. (Vergl. über die ganze Frage meinen Aufsatz: Wendet sich die Plastik an den Tastsinn? Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft, 1911, wo auch weitere Literatur angegeben ist.) Daß geschickte Blinde Formen der mannigfachsten Art und sogar komplizierte Ornamente und Tierköpfe nachzubilden vermögen, beweist durchaus nicht ihre Fähigkeit, solche Gebilde ästhetisch zu genießen; denn sie nehmen

das Modell Zug für Zug, soweit es der Tastsinn erlaubt, in sich auf und geben es ebenso wieder. Von ästhetischem Genuß ist diese vergleichende Tätigkeit weit entfernt.

Das Reich der Poesie steht dem Blinden fast unbeschränkt offen. Freilich wird ihm hie und da eine Stelle, an welcher der Dichter fast ausschließlich mit Farben arbeitet, unverständlich bleiben. Aber das sind verschwindende Ausnahmen; denn daß fast immer Elemente vorhanden sein werden, welche auch der Blinde in sich nacherleben kann, wird nach unseren früheren Ausführungen niemanden mehr wundernehmen. Auch das auf der Bühne dargestellte Drama kann der Blinde mit höchster ästhetischer Anteilnahme genießen; denn die Mimik und Gebärdensprache entbehrt er, wie wir gesehen haben, ja auch im gewöhnlichen Leben kaum, und auf der Bühne wird sie infolge der konzentrierten Ausdrucksweise des Dramas und infolge der Bemühungen des Schauspielers, den darzustellenden Charakter auch durch Art und Klang der Rede möglichst scharf zu verdeutlichen, noch entbehrlicher. Wirklich schwer zu verfolgen sind für den Blinden nur Lustspiele, die viel Situationskomik enthalten, da hier die Pantomime nahezu zur Hauptsache wird.

Was die Fähigkeit zur dichterischen Produktion betrifft, so steht der Blinde, theoretisch betrachtet, dem Sehenden nur wenig nach. Freilich muß der blinde Dichter, wenn er es nicht umgehen kann, von der Welt des Lichtes zu sprechen, auf seiner Hut sein, daß er die Wirklichkeit nicht fälscht oder daß er nicht zum kalten, innerlich unbeteiligten Nachahmer wird. Bedeutungsvoller noch ist vielleicht der Umstand, daß der Blinde im Durchschnitt doch weniger von der Außenwelt und vom Menschenleben in sich aufnimmt als der Vollsinnige, teils unmittelbar, weil ihm die Wahrnehmungen des Auges fehlen, teils mittelbar infolge seiner geringeren Bewegungsfreiheit. Jedenfalls kennen wir keinen großen Dichter, der von Jugend auf blind gewesen wäre.

Es verdient Erwähnung, daß der Blinde, da er häufig mehr auf geistige Selbstbeschäftigung angewiesen ist, als der ihm an Begabung, Bildung und sozialer Stellung gleiche Sehende, nicht selten zu dichterischer Betätigung neigt. Derartige Bestrebungen mag man als privaten Zeitvertreib gelten lassen, solange sie nicht zu sehr von Wichtigerem ablenken. Fördern aber sollte man sie unbedingt nur in den Ausnahmefällen, in welchen wirkliches Talent aus ihnen spricht. Leider hat man manchmal geglaubt, dem Blinden, der in der Kunst pfuscht, seiner Blindheit wegen etwas zugutehalten zu müssen. *Damit versündigt man sich an der Kunst und fügt zudem der Allgemeinheit der Blinden unberechenbaren Schaden zu.*

Als die spezifische Kunst des Nichtsehenden betrachtete man früher die Musik, und dies geschieht in Laienkreisen vielfach noch heute. Häufig hält man nicht nur jeden Blinden ohne weiteres für musikalisch, sondern sieht in ihm sogar einen berufenen Musiker. Diese Auffassung stammt noch aus der Zeit, da die Ausübung der Musik, freilich oft genug einer Bettelmusik, so ziemlich die einzige Tätigkeit des Blinden war. Sie ist naturgemäß durchaus irrig; denn die musikalische Veranlagung geht so wenig wie eine andere mit der Blindheit Hand in Hand. Es gibt musikalische und unmusikalische Blinde und unter den musikalischen die verschiedensten Abstufungen. Wahr ist nur so viel, daß sich auch der nur mäßig musikalische

Blinde, da ihm so manches verschlossen ist, der Tonkunst in der Regel mit größerem Eifer zuwenden, sie intensiver genießen, mehr Freude und Erhebung aus ihr schöpfen wird als ein ebenso begabter Sehender. Darum ist es gerechtfertigt und wünschenswert, auch den gering veranlagten Blinden im Verständnis und in der Ausübung der Musik so weit zu bringen, daß ihm daraus in freien Stunden eine veredelnde Unterhaltung erwachsen kann. Aber naturgemäß besteht die Gefahr, daß Blinde die Ausübung der Musik zu ihrem Lebensberuf erwählen ohne die nötigen Fähigkeiten dazu zu besitzen. Diese Gefahr ist um so größer, als zwar nicht beim Gesang, wohl aber beim Instrumentenspiel die Erlangung der erforderlichen Technik dem Blinden noch bedeutendere Schwierigkeiten bereitet als dem Sehenden. Glücklicherweise läßt das Publikum allmählich nach, in falsch verstandenem Mitleid die minderwertigen blinden „Künstler", die noch dazu oft genug von gewissenlosen sehenden Agenten ausgenützt werden, durch den Besuch ihrer Konzerte zu unterstützen. Um so nachdrücklicher sollte man aber auf der anderen Seite diejenigen blinden Musiker fördern, die es wirklich verdienen. Daß der Blinde als ausübender Künstler Tüchtiges, ja ganz Hervorragendes zu leisten vermag, hat sich immer wieder gezeigt. Vom 15. Jahrhundert angefangen bis in unsere Tage könnte man eine ganze Reihe blinder Musiker nennen, deren allgemein anerkannte Bedeutung von ihrer Blindheit völlig unabhängig ist. Auch als Musiklehrer sind Blinde mit Erfolg tätig und zwar in der Ausbildung sowohl blinder als auch sehender Schüler.

Das eigene Schaffen ist dem Blinden naturgemäß nicht verschlossen, und zahlreiche blinde Musiker versuchen sich auch als Komponisten. Aber selbst wenn sie ihre Gedanken zunächst in ihrer Punktnotenschrift fixieren, so gewährt ihnen doch der Tastsinn, wie bereits früher erwähnt, bei der Übersicht über das Geschriebene nicht die gleiche Unterstützung wie dem Sehenden das Auge. Aus diesem Grunde hat man gesagt, ein blind Geborener könne niemals ein kontrapunktisch hochkompliziertes Werk hervorbringen. Ob nicht doch die Macht des Vorstellungsvermögens und des Gedächtnisses über den Mangel an sinnlicher Unterstützung den Sieg davonzutragen vermöchte, könnte nur der einzelne Fall lehren. Aber bis jetzt hat die Musikgeschichte keinen wirklich hervorragenden blinden Komponisten aufzuweisen. Wohl aber haben Blinde achtbare und darunter auch kontrapunktische Kompositionen geschaffen, und einzelne, wie im 16. Jahrhundert der Spanier Salinas, haben sich auch auf musiktheoretischem Gebiet ausgezeichnet, wie ihnen auch heute die Musiktheorie als Lehrfach naheliegt.

Das Kunstwerk setzt den empfänglichen Menschen für die Zeit des ästhetischen Genusses in volle Harmonie mit sich selbst, indem es ihn das Beste und Tiefste, das in ihm liegt, in sinnlicher Anschauung erleben läßt. Die Religion will diesen Zustand des Gehobenseins, des Hervortretens der idealen Persönlichkeit dauernd und von der sinnlichen Anschauung unabhängig machen; sie will die Bedürfnisse des Verstandes, des Willens und des Gemütes zugleich befriedigen. Demnach wäre wahre Religiosität, die auch das Erkennen, Handeln und Genießen in sich schlösse, der Gipfel des dem Menschen Erreichbaren. Aber auch hier gibt es die mannigfaltigsten, durch Art und Stärke der Veranlagung bedingten Grade und Schattierungen, und so nimmt der Blinde als solcher der Religion gegenüber keine Sonderstellung ein. Man neigt zu der Ansicht, er müsse infolge

seines Gebrechens religiösen Empfindungen und Gedanken in besonders hohem Maße zugänglich sein. Aber das Unglück wirkt nur auf vornehm veranlagte Menschen veredelnd, auf roh oder kleinlich veranlagte dagegen verrohend oder verbitternd, und zudem haben wir früher gehört, daß der Blindgeborene und der Früherblindete sein Gebrechen nicht als ein Unglück empfindet. Der Zwang, sich viel mit sich selbst zu beschäftigen, und die Neigung, in sich hineinzublicken, können der Religiosität zugutekommen; sie können aber auch zur Irreligiosität führen. Die Blindenanstalten geben ihren Zöglingen eine religiöse Erziehung (inwieweit diese dem oben gekennzeichneten Ideal entspricht oder nicht entspricht, tut nichts zur Sache), und da der erwachsene Blinde im allgemeinen weniger verschiedenartige Bücher und Menschen kennen lernt als der Sehende, mag er an dem, was ihm in der Jugend eingepflanzt wurde, fester halten als jener. Aber je mehr, wie es heute geschieht, für vielseitige Lektüre gesorgt wird, und je besser er lernt, sich unter seinen vollsinnigen Mitmenschen unbefangen zu bewegen und zu geben, um so mehr wird er in deren Geistes- und Seelenkämpfe mit ihren positiven und negativen Resultaten hineingezogen werden, um so mehr wird er Gelegenheit haben, seine persönlichen Anlagen, mögen sie nun gute oder schlechte sein, auszubilden. Es gilt eben auch hier, was schon früher ausgeführt wurde: Je mehr es sich um seelische Vorgänge handelt, bei welchen die gesamte Persönlichkeit ergriffen wird, um so weniger gibt der Einzelfaktor der Blindheit den Ausschlag, um so weniger für alle Blinden Zutreffendes läßt sich folglich über solche Vorgänge sagen.

Die Betrachtung des Seelenlebens der Spätererblindeten können wir kurz fassen, da wir ihr schon vielfach vorgearbeitet haben. Erfolgt die Einbuße des Augenlichtes nach voller Entwickelung der Seelenkräfte (wir reden hier der Einfachheit halber nur von Erwachsenen; bei Kindern würde sich die Sache komplizierter gestalten, da sie eben noch nicht voll entwickelt sind), so unterliegt der Betroffene in der Regel zunächst einer furchtbaren Depression. Dieselbe hat im wesentlichen zwei Gründe, einmal das Bewußtsein, für immer von der Welt des Lichtes und der Farben und vom Anblick geliebter Menschen geschieden zu sein, sodann den Glauben, fortan als unnützer, unselbständiger, von der Gnade Anderer abhängiger Mensch ein müßiges Leben fristen zu müssen. Es ist nun eine vielleicht auffallende, aber tausendfach erwiesene Tatsache, die, wie S. Heller, ein vorzüglicher Kenner der Spätererblindeten, sagt, für den Adel der Menschenseele spricht, daß die Depression fast immer neuem, freudigem Lebensmut Platz macht, sobald ihr an zweiter Stelle genannter Grund fortgefallen ist, d. h. sobald sich der Erblindete davon überzeugt hat, daß er trotz seines Gebrechens noch körperlich oder geistig zu arbeiten, seinen und seiner Familie Lebensunterhalt ganz oder teilweise zu erwerben und auch sonst eine immerhin beträchtliche Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit zu gewinnen vermag. So sicher es ist, daß schon die bloße Sinnesempfindung, also in unserem Falle die Licht- und Farbenempfindung in der Regel ein Glücksgefühl mit sich führt und daß die beglückende Sympathie, die von Mensch zu Mensch bestehen kann, ihren Ausdruck großenteils im Blick des Auges findet, so sicher ist es doch andererseits, daß denjenigen Spätererblindeten, die sich einem Beruf oder überhaupt einer ersprießlichen Tätigkeit zugewandt haben, der Mangel jener Güter nicht mehr als ein niederdrückendes Unglück erscheint, ja, daß er ihnen kaum noch zum Bewußtsein kommt.

Freilich ist es oft eine schwierige, tiefes Verständnis erfordernde Aufgabe, den Erblindeten zu der Überzeugung zu führen, welche die Grundlage seines neuen Lebens bilden muß. Am gründlichsten gewinnt er sie durch eigene Betätigung. Aber zu dieser muß er allmählich veranlaßt und angeleitet werden. Mancher wird sich streuben, die dem Blinden im täglichen Leben nötigen Handgriffe oder die Blindenschrift oder ein leichtes Handwerk usw. zu erlernen, solange er sich noch auf Wiederherstellung seines Sehvermögens Hoffnung macht. Die Energie, die er für sein künftiges Leben braucht, läßt sich also in ihm nur erwecken, indem man ihn vor die unerbittliche Tatsache seiner unheilbaren Erblindung stellt. Ein Anderer wieder würde dies nicht ertragen. Ihn wird man etwa mit der Begründung in die neuen Tätigkeiten einführen, daß seine Heilung lange Zeit in Anspruch nehmen werde, während welcher er doch nicht müßig und absolut abhängig sein wolle. Ist er dann einigermaßen eingearbeitet, so wird die Erkenntnis seiner völligen Erblindung weniger schwer auf ihm lasten. So muß man von Fall zu Fall individualisierend vorgehen.

Die Sinne und das Orientierungsvermögen des Spätererblindeten müssen im wesentlichen in gleicher Weise geübt werden wie beim Früherblindeten. Daß sie zu ungefähr den gleichen Leistungen fähig sind, wurde früher bereits angedeutet. Der Spätererblindete hat gegenüber dem von Jugend auf Blinden nur denselben Nachteil wie der normale Erwachsene gegenüber dem normalen Kind, wenn es gilt, etwas Neues zu erlernen, mag dieses Neue nun in der Schärfung der Wahrnehmungsfähigkeit, in Körperbewegungen irgendwelcher Art oder in Dingen rein geistiger Natur bestehen. Das Lernen fällt dem Erwachsenen im allgemeinen schwerer als dem Kind. Dagegen besitzt der Spätererblindete im Vergleich zu seinen früh des Augenlichts beraubten Schicksalsgenossen den großen Vorteil, daß ihm, zunächst wenigstens, alles das, was er durch den Gesichtssinn wahrgenommen hat, in der Vorstellung noch gegenwärtig ist. Dadurch wird ihm die Orientierung in der Außenwelt erleichtert; dadurch ist er zu manchem fähig, was sich der Früherblindete nie oder nur mit großer Mühe aneignen könnte; dadurch endlich bleibt ihm das Verständnis für das, was jenem verschlossen ist, und so ist auch in dieser Hinsicht die Brücke zwischen ihm und seinen sehenden Mitmenschen nicht abgebrochen. Aus alledem folgt, wie äußerst wichtig es für ihn ist, sich den Schatz der durch das Auge erworbenen Vorstellungen möglichst ungeschmälert und möglichst lebendig zu bewahren. Es ist erstaunlich, wie sehr mit den Jahren z. B. die Farbenvorstellungen verblassen können. Hier spricht natürlich die Veranlagung mit. Aber andauernde Selbstübung kann zweifellos das Schwinden und das Verschwimmen der Vorstellungen eindämmen. In richtiger Erkenntnis des Sachverhaltes ist man heute vielfach bestrebt, den Spätererblindeten möglichst seinem früheren Beruf, oder, wenn dies nicht angeht, doch einem ähnlichen zuzuführen; denn auf diese Weise kann er die vorhandenen Vorstellungen am besten verwerten, und in der gewohnten, wenn auch nach den neuen Verhältnissen modifizierten Tätigkeit wird er sich am glücklichsten fühlen.

Unsere Untersuchungen haben die eingangs aufgestellten Fragen zwar nicht erschöpfend, aber hoffentlich ausreichend beantwortet. Es ergab sich, daß und auf Grund welcher Fähigkeiten der Blinde, gleichviel ob er das Augenlicht früh oder spät verloren hat, zu einem lebens-, arbeits- und

genußfähigen Menschen gemacht werden kann. Daraus folgt, wie man ihn zu behandeln hat, nämlich, abgesehen von den Rücksichten, die sein Gebrechen nun einmal erfordert, ganz wie andere Menschen mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen. Vor allem bringe man ihm kein unfruchtbares Mitleid entgegen, das sich also in bloßen Worten oder in sogenannten Wohltaten äußert; denn ein solches Mitleid kann den Bemitleideten nur erniedrigen und lähmen; es wirkt also nur verletzend und schädigend. *Wahres Mitgefühl zeigt sich darin, daß man den Menschen in seinen eigensten Bestrebungen, soweit man sie für berechtigt hält, fördert, also seine Persönlichkeit erhöht, statt sie herabzudrücken, und der normale Blinde strebt danach, soweit irgend möglich, ein Mensch zu sein wie alle anderen, also die Hindernisse, die ihm sein Gebrechen entgegensetzt, nach besten Kräften zu überwinden.*



Was entbehrt der Blinde mit dem Fehlen des Gesichtssinnes?
Und gibt es einen Ersatz für diesen Mangel?

Von Hedwig Schmittbetz, Bonn a. Rh.

Einmal von einem Blinden selbst zu hören, was er und seinesgleichen mit dem Fehlen des Gesichtssinnes entbehrt, dürfte den Lesern dieses Buches wohl sehr erwünscht sein. Suchen doch fast alle, die von Blinden hören, sich mehr oder weniger in „ihre Welt" zu versetzen. In „ihre Welt!" Als ob der Blinde so ein eigenes und ganz eigenartig beschaffenes Stück Welt für sich hätte! Immer wieder begegnet man dieser Vorstellung, mehr oder weniger ausgeprägt, mehr oder weniger von der Wirklichkeit abweichend. Entweder erscheint das Leben eines Blinden „fernstehenden" Menschen wie ein friedliches Waldidyll, während draußen, aber ziemlich weit ab, „die geschäft'ge Welt saust", oder doch wenigstens so, als stände sein kleines Haus in einem bescheidenen Gärtchen, an dem das Leben vorüberrauscht und vorbeihastet. Das Gärtchen hat auf alle Fälle eine Hecke, einen Zaun oder doch ein Mäuerchen, und wenn auch allerlei da herüberweht und hinschwirrt, durch das Gartenpförtchen tritt doch bei weitem nicht alles ein, und so lebt der zwar bedauernswerte und doch wieder glückliche Blinde sein Leben für sich, kommt nicht in all' zu nahe Berührung mit dem wirklichen Leben.

So entweder denkt man sich das Leben, und namentlich das Innenleben eines Blinden, oder aber, man sieht auch heute noch vielfach in ihm den ganz hilflosen Menschen, der nun in seinen vier Wänden sitzt, also wieder mehr oder weniger getrennt von der Welt und dem Leben da draußen. Selbst da, wo man weiß, daß der Blinde infolge von Unterricht und Erziehung in einer Anstalt es dahin gebracht hat, einen ihm zugänglichen Beruf zu erlernen und auszuüben, verweist man ihn, sobald er ein Anliegen hat, (etwa, daß es ihm an Arbeit fehlt, daß er in Not ist, oder, daß er ein Unterkommen sucht), immer zuerst an eine Anstalt. Natürlich ist das die zunächst in Frage kommende Stätte, und es liegt auch ein gut Stück Anerkennung dessen darin, was auf dem Wege der Fürsorge seitens der Anstalten geleistet und erstrebt wird; aber unzweifelhaft liegt in solchem Verweisen auf die Anstalt doch auch der Gedanke: „Wir wollten ja wohl helfen, wissen aber nicht, wie man das am besten macht; wir wissen nicht so recht, wie man Blinde behandelt, wie sie eigentlich sind!" Hoffentlich führt nun die im folgenden versuchte Beantwortung der Frage: „Was entbehrt der Blinde mit dem Fehlen des Gesichtssinnes?" die Leser diesem Wissen vom Wesen der Blinden einen Schritt näher.

Da ist nun zunächst das Wort Entbehren in seiner doppelten Bedeutung zu beachten: Entbehren als Fehlen, Nichthaben, Nichtvorhandensein, und Entbehren als bewußtes, mehr oder minder schmerzliches Vermissen. Um nun zu zeigen, was beim Blinden mit dem Fehlen des Gesichtssinnes nicht vorhanden, oder was nur stark beeinträchtigt da ist, läßt es sich nicht umgehen, an dieser Stelle bekannte Tatsachen vom Wert des Auges kurz zu besprechen. Es ist unbestritten und unbestreitbar, daß weitaus die meisten aller Wahrnehmungen durch das Auge gemacht werden. Auch ist allgemein bekannt, wie sehr viele der durch die Tätigkeit der übrigen Sinne gemachten Wahrnehmungen durch das Auge

unterstützt, berichtigt und ergänzt werden. Man denke nur daran, wie der sehende Hörer die sprechende Person stets ansieht, und wie dieses Ansehen, das nicht nur ein Schutz vor Ablenkung der Aufmerksamkeit ist, das Verstehen erleichtert, eben dadurch, daß der Hörer gleichzeitig den Gesichtsausdruck beobachten kann. Ferner denke man daran, wie verschieden die Vorstellungen zum Beispiel von einer Blume, einem Gebäude oder von dem Aussehen einer Person beim Sehenden und Blinden notwendig sein müssen. Es ist ja zwar nicht so, daß der Blinde in solchen Fällen so ungefähr gar keine Vorstellung hätte; aber er hat zweifellos in solchen und ähnlichen Fällen nicht den vollen, unmittelbaren Eindruck, er hat unvollständige und auf mehr oder minder mühsamen Umwegen erworbene Vorstellungen. Um bei den angeführten Beispielen zu bleiben: Unvollkommen ist die Vorstellung einer Blume, da ja die Farbe nicht wahrgenommen wird; mühsam erworben ist die Vorstellung, da bei der lebenden Blume die einzelnen Teile entweder zu zart oder zu klein sind, als daß die Finger ein deutliches Bild von Dingen wie Form und Anordnung der Blütenblätter und Bestäubungswerkzeuge vermitteln könnten. Eine Vorstellung davon haben kann man doch, nämlich durch vergrößerte Nachbildungen in geeignetem Material; nur ist das eben eine auf einem Umweg erworbene Vorstellung. Dasselbe gilt bezüglich Vorstellungen von Denkmälern, Gebäuden und dergleichen, die natürlich entsprechend verkleinert dargestellt werden müssen. Anderes, wie zum Beispiel die Wirkung von Licht und Schatten auf Waldwegen oder auf einer mit Bäumen bepflanzten Straße, läßt sich noch viel unvollkommener wahrnehmen. Aus diesen und naheliegenden ähnlichen Beispielen geht hervor, wie zahlreich und wichtig die durch das Auge gemachten Wahrnehmungen für das Vorstellungsleben, ja, für das ganze Seelenleben sind. Um aber zunächst bei der intellektuellen Seite desselben zu bleiben, wäre noch zu sagen, daß das Gebiet des abstrakten Denkens dem Blinden zwar gleicherweise zugänglich ist wie dem Sehenden, daß aber der Denkstoff, die Tatsachen (etwa bei der experimentellen Psychologie), die Beispiele und Gleichnisse oft aus der Außenwelt genommen werden, und da fließt dem Blinden die Quelle der Anschauung lange nicht so reichlich wie dem Sehenden. Freilich fließt diese Quelle ja auch nicht für alle Sehenden gleich reichlich; aber der Unterschied kommt nicht an dieser Stelle, sondern erst weiter unten in Frage. Hier kommt es darauf an, zu zeigen, welche Vorteile das Auge demjenigen Sehenden gewährt, der den Stoff zu beleben, der das ihm zuströmende Kapital an Wahrnehmungen und Erfahrungen aller Art sich anzueignen und der es, um bei dem Bilde zu bleiben, zinstragend anzulegen versteht.

Diese Ausführungen mögen genügen, um die Wichtigkeit des Auges namentlich nach der intellektuellen Seite des Seelenlebens hin zu zeigen. Nun zu der Tätigkeit des Auges als Unterstützung der übrigen Sinne. In einem der oben angeführten Beispiele wurde schon darauf hingewiesen, wie das Sehen das Hören und Verstehen erleichtert. Fast noch auffallender ist das Mitwirken des Auges bei fast allen Verrichtungen der Hand. Wenn ja nun auch bei vielen dieser Verrichtungen das Auge entbehrlicher ist als die meisten Menschen glauben, so steht doch andererseits fest, daß fast überall, wo das Auge die Hand leitet, größere Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit der betreffenden Verrichtung möglich ist. Wohl kann auch der Blinde auf den ihm zugänglichen Gebieten zu Leichtigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit gelangen und es als Handwerker, Stimmer oder als Handarbeiterin manchem Sehenden gleichtun. Aber manche Berufe, in denen die durch das Auge geleitete Hand die Hauptsache macht, sind ihm verschlossen. (Zeichnen, Malen, Anstreichen, Färben, um nur einiges zu nennen.) Das ist die eine Beschränkung infolge des fehlenden Augenlichtes; die andere besteht darin, daß einem Blinden der Zugang zu dem für ihn in Betracht kommenden Berufe durch das Angewiesensein auf die Hand allein entschieden erschwert ist, so daß das Erlernen eines dieser Berufe viel mehr Anstrengung, Übung und Ausdauer erfordert, natürlich immer im allgemeinen gesprochen.

Bisher wären wir also zu dem Ergebnis gekommen, daß der Blinde mit dem Fehlen des Gesichtssinnes einesteils die Möglichkeit entbehrt, gewisse Vorstellungen zu erwerben, beziehungsweise manche Berufe auszuüben, und daß ihm anderenteils die Möglichkeit zu beidem erschwert und beschränkt ist. Natürlich kann man auch von dem allen sagen, daß der Blinde es entbehrt, im Sinne des bewußten, oft schmerzlichen Vermissens. Viel mehr und viel allgemeiner aber gilt das von dem Leiden unter den Folgen der Blindheit, Folgen, wie sie sich natürlich auch im Berufsleben, aber auch unabhängig davon dem Blinden als Menschen fühlbar machen. Da wäre zu nennen: Eine gewisse Unselbstständigkeit, ein Angewiesensein auf die Hilfe anderer, erschwerter Verkehr mit Sehenden und ein Entbehren mancher ästhetischer Genüsse. Zunächst ein paar Worte über die Unselbständigkeit. Daß der Blinde einen Führer braucht (denn das Alleingehen gehört doch immer noch zu den meist durch die Verhältnisse gebotenen Ausnahmen), daß er, in ihm fremder Umgebung, einen ziemlich oder auch sehr unbeholfenen Eindruck macht, das alles sind bekannte Tatsachen. Hier aber ist die Frage die, wie der Blinde diese Tatsachen empfindet. Daß er einen Führer oder einen Vorleser braucht, oft auch beruflich braucht und — oft nicht hat; daß er, wenn er sich oft in fremder Umgebung bewegen muß, wobei ihm von Fremden meist ziemlich ungeschickt zurechtgeholfen wird. Das und ähnliches sind Dinge, die den Blinden sein Nichtsehen oft viel mehr empfinden und vermissen lassen, als es die für ihn teils unzugängliche Außenwelt und die teils verschlossenen Berufsmöglichkeiten tun. Überhaupt gehört unter diesen Punkt das ganze Nichtkönnen, wie man möchte und den Verhältnissen nach oft müßte. Wenn als zweiter Punkt erschwerter Verkehr mit Sehenden genannt war, so muß hier zunächst an das oben gesagte vom Ansehen der sprechenden Person erinnert werden. Hinzuzufügen wäre noch, daß der sehende Hörer, wenn er in die Lage kommt, antworten zu müssen, gleich den Eindruck seiner Worte beobachten kann und so die Möglichkeit hat, sich mit dem, was er sagt und wie er es sagt, nach dem beobachteten Eindruck zu richten. Auch der Blinde merkt etwas davon, wenn seine Worte nicht so aufgefaßt werden, wie sie gemeint waren; aber er merkt es doch meist nicht so unmittelbar, sondern entweder an einer kurzen Pause, in der der Andere sich zurechtzufinden sucht, oder er merkt es an der Art der Antwort, am Inhalt oder am Ton der Stimme. Treffen unbekannte Sehende und Blinde zusammen, ohne daß auf einer Seite eine bestimmte Absicht für dieses Zusammentreffen vorliegt, so wird ein Anknüpfen und Fortführen einer Unterhaltung oft dadurch erschwert, daß der Blinde so manche augenblickliche Anregung von außen und manchen ästhetischen Genuß entbehren muß. Da regt sich bei den meisten Sehenden gleich der Gedanke: „Davon kannst du ihm nicht sprechen; das sieht er ja nicht. Er würde es nicht verstehen, oder aber, es würde ihn nur schmerzlich an seine Blindheit erinnern.“ Das ist aber in den allermeisten Fällen eine irrige Meinung und ein falsch angebrachtes Zartgefühl. Denn einmal hat der Blinde Interesse und Freude daran — wenn diese bei den einzelnen ja auch verschieden groß sind — die ihn umgebende Welt so kennen zu lernen, wie sie dem sehenden Auge erscheint; er hat auf Grund eigener Erfahrungen und fremder Mitteilungen auch die eigene, wenn auch oft unvollkommene Vorstellung der Außenwelt, hat also die Fähigkeit, ergänzende Vorstellungen aufzunehmen. Soviel bezüglich des Verstehenkönnens. Und was das durch solche Mitteilungen hervorgerufene schmerzliche Empfinden des Nichtsehens betrifft, so wird das ja bei Späterblindeten namentlich in der ersten Zeit tatsächlich so sein, und es kommt auch bei Früherblindeten vor, solange diese sich noch nicht mit ihrem Lose abgefunden haben. Wo das aber der Fall ist, da regt sich wohl auch ein Bedauern, das alles nicht zu sehen, und ein Verlangen, solche Schönheiten in sich aufnehmen zu können. Aber beides steht nicht im Vordergrunde. Im Vordergrunde steht das Gefühl: So viel Schönheit ist Wirklichkeit (näheres bezüglich ästhetischer Genüsse siehe weiter unten) und diese Wirklichkeit ist für so viele Menschen da! Nur beiläufig sei bemerkt, daß von hier aus,

das heißt von dem Vorhandensein des dem Blinden nicht Wahrnehmbaren, die Vermutung naheliegen könnte, daß der Blinde für die Wirklichkeit der übersinnlichen Welt empfänglicher sein, anders ausgedrückt, daß er das Glauben leichter haben müßte. Ja, wenn man zu dieser Welt in erster Linie durch ein, sagen wir einmal zuversichtliches oder vertrauensvolles Fürwahrhalten in Beziehung träte, dann möchte es vielleicht bei Blinden etwas häufiger der Fall sein, wenn selbst auch das noch lange nicht ausgemacht ist. Aber nun heißt es bei den Blinden gleicherweise wie für den Sehenden vor allem Hergabe des Willens, überhaupt des ganzen Menschen, damit Gott an ihm forme und meißele, bis etwas von seinem Bilde herauskommt. Da ist eben die große Übereinstimmung zwischen Blinden und Sehenden in der Hauptsache des Lebens, und mit der Voraussetzung dieser Übereinstimmung auch in anderen Dingen sollten Sehende viel mehr an Blinde herantreten, statt so oft ängstlich auf der Suche nach dem Andersartigen zu sein. Das wird sich dann schon allmählich ergeben. **Stände das Bewußtsein der Gleichartigkeit als Menschen bei Blinden und Sehenden an erster Stelle, dann würden für den gegenseitigen Verkehr und die richtige gegenseitige Beurteilung manche Schwierigkeiten garnicht vorhanden sein.** Und das auf beiden Seiten so häufig vorkommende Verallgemeinern würde manchen Anknüpfungspunkt weniger haben. Denn wie leicht erscheint dem Sehenden die Neigung mancher Blinden, ein Gesprächsthema lange festzuhalten, es nach allen Seiten hin zu erörtern, als mehr oder minder langweilende Einseitigkeit der Blinden überhaupt! Und wie leicht werden die Sehenden insgesamt für oberflächlich erklärt, bloß weil die wenigsten Blinden verstehen oder bedenken, wie der Sehende, trotzdem der Gegenstand des Gesprächs ihn interessiert, doch das in seiner Umgebung Vorgehende bemerkt und ihm, für Augenblicke wenigstens, Aufmerksamkeit schenkt. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Gespräch dadurch eine tatsächliche Störung erfährt, und diese Störung wird vom Blinden, je nach der Lebhaftigkeit seines Temperaments, mehr oder weniger unangenehm empfunden. Da merkt auch der Blinde etwas von dem Anderssein des Sehenden, und recht oft, und namentlich in der ersten Zeit der Entlassung aus der Anstalt, neigt der Blinde dazu, am liebsten nur mit seinesgleichen zu verkehren. Wer aber weiß, daß es im letzten Grunde gemeinsame Interessen und Bestrebungen sind, die die Menschen verbinden, der wird sich als Blinder oft zu einem Sehenden mehr hingezogen fühlen als zu einem anders gerichteten Blinden, wie ja auch das Umgekehrte nicht nur möglich ist, sondern auch tatsächlich vorkommt. Recht oft wird von unbekannten Sehenden die Blindheit als Anknüpfungspunkt für ein Gespräch benutzt. Je nach dem Grade der Bildung und des natürlichen Taktgefühls fallen die Fragen und Mitleidsbezeugungen aus, was natürlich oft sehr unangenehm berührt. Wer aber bedenkt, daß wir alle die Menschen nehmen müssen wie sie nun einmal sind, daß wir sie höchstens mit der Zeit, und am besten ohne viel Worte, beeinflussen können; wer sich auch immer daran erinnert, daß alle diese Fragen und oft unleidlichen Mitleidsbezeugungen aus echter Teilnahme und aufrichtigem Interesse hervorgehen, der wird doch immer einen Anknüpfungspunkt finden und wird weiterhin oft Gelegenheit haben, sich zu wundern, wie viel Entgegenkommen und bereitwillige Unterstützung bei den verschiedensten Menschen vorhanden ist.

Wenn oben die Rede davon war, daß man den meisten Blinden ruhig auch von denjenigen Schönheiten der Natur und Kunst sprechen dürfen, die für sie überhaupt nicht oder nur unvollkommen wahrnehmbar sind, so geschah das unter dem Gesichtspunkt, daß der Sehende sich nicht selbst eine der ihm offenstehenden Möglichkeiten für die Unterhaltung mit Blinden verkümmern solle. Bezüglich dessen, was der Blinde an ästhetischen Genüssen entbehren muß, wäre hier noch das Folgende zu sagen. Dahin gehört alles, was in Natur und Kunst, den beiden Quellen ästhetischen Genießens, nur dem Auge zugänglich ist, was aber hier wohl nicht aufgezählt zu werden braucht. Es sei bezüglich vieler Kunstwerke der Plastik nur noch bemerkt, daß auch solche Gegenstände und erst recht Gruppen

von Gegenständen, die zwar ihrer Größe wegen kein Hindernis für das Betasten bilden, doch auf den Blinden nicht die volle ästhetische Wirkung ausüben, deren sie beim Sehenden fähig sind, weil eben kein Wirken durch den ersten Gesamteindruck möglich ist. Was der Blinde beim allmählichen Betasten, etwa von Statuen, durchbrochenen Säulen und dergleichen empfindet, kann meines Erachtens nur eine Freude an den einzelnen Formen sein, während Gesamteindruck und Proportion so ziemlich fehlen, oder nachträglich erst mühsam zusammengesetzt werden. Und dann ist es — und das gilt erst recht von Reliefbildern und wieder verstärkt von Reliefzeichnungen — eine gewisse Freude am Erkennen des Dargestellten, also mehr intellektuelle als ästhetische Freude. Immerhin ist auch das etwas, und es kann auch da ein Bild zurückbleiben, das die Fantasie mit Liebe hegt und belebt. Freilich mag auch manchem Blinden seine mangelhafte Befähigung, recht zu beleben oder nachzuempfinden, zum Bewußtsein kommen, und er kann ja auch unter solcher Unfähigkeit leiden. Das gilt natürlich auch mit Bezug auf alle Naturschönheiten, die sich dem Blinden nur teilweise erschließen. Hier wäre es vielleicht noch von Interesse zu zeigen, welchen Weg das ästhetische Genießen beim Sehenden und Blinden nimmt. Heißt es beim Sehenden von der Anschauung zum Gefühl, so heißt es beim Blinden recht oft: Vom Gefühl, das ist vom Nach- und Mitempfinden der Stimmungen und Eindrücke des Sehenden, zu einer Art Vorstellung. Es mag noch besonders gesagt sein, daß es Naturschönheiten gibt, die sich dem Blinden unmittelbar erschließen, die ihm der Sehende nicht zu schildern braucht, und die er ihm auch garnicht erschöpfend schildern, beziehungsweise durch die Einwirkung seines Gefühls auf das des Blinden vermitteln kann. Denn wer glaubt die erfrischende Klarheit eines Herbsttages oder den eigenartigen Zauber eines Abends im Frühling in Worten wiedergeben oder seine dadurch hervorgebrachte Stimmung auf einen anderen ganz übertragen zu können?

Wie wir nun beim Sehenden eine sehr verschieden große Empfänglichkeit für das alles sehen, so auch beim Blinden, und verschieden groß ist daher auch das Empfinden für das, was dem Blinden infolge des Nichtsehens abgeht, ja, verschieden groß ist auch das Leiden unter dem, was hier als besondere Folgen des Blindseins genannt ist. Während der eine bei allem, was nicht nach seinem Wunsch geht, oder wobei er die Hilfe anderer nötig hat, schmerzlich an seine Blindheit erinnert wird und sich und sein Los beklagt, kann ein anderer beinahe in Zorn geraten über diese ihm nur zu oft fühlbare Abhängigkeit; einem dritten dagegen hat es kaum jemals Mühe oder gar Kampf gekostet, sich einfach in das Unabänderliche zu finden, während bei einem vierten dies Sichfinden ein Ergebnis ernster Arbeit an sich selbst ist. Schließlich gibt es auch Blinde, die sich mit Humor oder leichter Ironie über die Schwächen ihres Zustandes hinwegsetzen. Ist das einerseits ein Beweis dafür, daß unter den Blinden als Menschen eine ebenso große Verschiedenheit besteht wie unter den Sehenden, so zeigt es andererseits, daß sich die erste Frage unseres Themas wohl nur dahin beantworten läßt: Mit dem Fehlen des Gesichtssinnes entbehrt der Blinde die Möglichkeiten, ein vollständiges Bild der Außenwelt zu gewinnen, sich in dieser Welt zu betätigen, zu bewegen, zu verkehren und sie in ihrer Schönheit zu genießen, wie er wohl möchte; ob und wie sehr er unter diesen Beschränkungen leidet, also im eigentlichen Sinne entbehrt, ist von der Eigenart des Einzelnen (Veranlagung, Erziehung Arbeit an sich selbst) abhängig.

Ähnlich ist auch die Frage: „Gibt es einen Ersatz für diesen Mangel?“ zu beantworten; das heißt, auch da läßt sich allerlei allgemein gültiges sagen; aber ausschlaggebend ist doch schließlich die persönliche Bewertung. Daß Ersatz niemals gleichwertig ist mit der Sache selbst, das haben wir alle in der Kriegszeit so gründlich erfahren, daß das auch mit Bezug auf unser Thema wohl nicht weiter besprochen zu werden braucht. Nun könnte man fragen: Gibt es etwas, das Blinde und Sehende gleicherweise als „Ersatz“ für das Nichtsehen anerkennen müßten? Als dieses absolute Etwas, das man ja dann immerhin noch

verschieden einschätzen kann, möchte ich die Willensbildung beim Blinden bezeichnen. Erst auf Grund der Willensbildung ergibt sich das, was vom Sehenden so gern als Vorzüge des Blinden, also als ein gewisser Ersatz für das Nichtsehen gerühmt wird: Feines Gefühl, scharfes Gehör, gutes Gedächtnis, die größere Fähigkeit, die Aufmerksamkeit lange auf einen Gegenstand zu richten, überhaupt das „reiche Innenleben", wie es oft genannt wird. Betrachten wir uns diese gepriesenen Vorteile der Blinden etwas näher, um auch hier im Interesse des gegenseitigen Verstehens Klarheit zu schaffen.

Wie viele Beispiele aus dem Anstaltsleben ließen sich doch dafür anführen, daß Kinder, die in irgend einer Richtung besonders begabt sind, oft die ungeschicktesten Hände haben! Ja, kraftlos und unentwickelt sind diese Hände oft, was der deutlichste Beweis dafür ist, daß sie zu wenig gebraucht sind. Entweder haben die Eltern dem Kinde alles vorgetan, oder sie haben es nach den ersten zu schwierig erscheinenden Versuchen unterlassen, das Kind zu andauernder Übung anzuhalten. So sind Wille und Hand unentwickelt geblieben bei einem Kinde, das nach beiden Richtungen hin (Wille und Handgeschicklichkeit) zwar nicht besonders begabt ist, es aber zu dem Grade eines Durchschnittsblinden hätte bringen können. Natürlich hat das blinde Kind und hat auch der Spätererblindete anfangs bei allen Verrichtungen mehr, oft viel mehr Mühe; aber eben darum muß mehr Wille da sein, eigener oder fremder, der den eigenen weckt und antreibt. Nur so wird die Hand das leisten, dessen sie fähig ist, also wird sich auch nur auf diesem Wege das feine Gefühl ausbilden. Es ist eben das größere Angewiesensein auf den Tastsinn, das Ohr, das Gedächtnis, die Aufmerksamkeit und so weiter, was diese, immer reichlich unter Mitwirkung des Willens, zu größerer Leistungsfähigkeit bringt. Der Gedanke, daß einem bedeutenden Mangel auf der einen Seite Vorteile, auf einem oder mehreren anderen Gebieten entsprechen müßten, so daß dadurch ein gewisser Ausgleich stattfände, ist ja dem Menschen so natürlich, und in etwas richtig ist dieser Gedanke auch, nur liegt nicht ein Ausgleich von vornherein fertig vor (man denke nur an Spätererblindete), sondern die Möglichkeit zu einem teilweisen Ersatz ist gegeben. Diese Möglichkeit aber muß benutzt werden, und das wieder setzt Willensanstrengung voraus. Ein Benutzen einer dieser Möglichkeiten ist es, wenn in den letzten 10 bis 20 Jahren in manchen Blindenanstalten besondere Hörübungen gemacht werden, so daß durch das Ohr festgestellt werden soll, was geschieht (zum Beispiel: klopfen), wo, womit. Das heißt nicht nur das Ohr üben im Wahrnehmen von verschieden starken Geräuschen und Schällen, sondern das heißt auch den Geist üben; denn das Gehörte wird ganz anders beachtet und zu sich oder zu der Umgebung in Beziehung gesetzt, als es beim Sehenden geschieht und nötig ist. Für viele Menschen ist mit der Vorstellung vom scharfen Gehör des Blinden auch die Vorstellung seiner besonderen Begabung für Musik verbunden. Wenn man sagte „besondere Vorliebe für Musik", würde man eher das Rechte treffen. Ist doch die Musik die eigentliche Kunst des Ohres (die Poesie nimmt ihre Bilder ja so häufig aus der dem Blinden teils verschlossenen Außenwelt), und es mag sein, daß infolge der dem Blinden auferlegten Beschränkung bezüglich Kunstgenüssen das ihm Zugängliche voller und bewußter genossen wird als vom Sehenden, ich meine vom Blinden überhaupt im Vergleich zum Sehenden überhaupt. Es mag auch sein, daß in manchen Fällen eine vorhandene Begabung für Musik gerade infolge der Blindheit erst recht geweckt wird und in die Erscheinung tritt; aber was das Ausüben von Musik betrifft, so ist da zu sagen, daß sich dem Blinden zweisellos mehr technische Schwierigkeiten entgegenstellen als dem Sehenden. Das sollte man auch bei unseren Kriegsblinden bedenken. Gewiß ist ihnen die Abwechselung und Freude, ein Instrument spielen zu können, von Herzen zu gönnen, und mehr als das! Aber das Erlernen eines Instrumentes macht in der Regel gerade diesen Leuten so viel Mühe, daß man vor allem sich nur über die aufgebrachte Willenskraft freuen kann. Ausnahmen gibt es natürlich auch da. In der Regel aber ist bei diesen

Leuten das musikalische Gedächtnis und auch das Gedächtnis überhaupt wenig geübt, und ein gutes oder geschultes Gedächtnis ist sehr wesentlich bei einem Blinden, der ein Instrument erlernen will. Was übrigens das Gedächtnis im allgemeinen angeht, so gibt es natürlich unter den Blinden alle Arten und Abstufungen desselben, gerade wie bei den Sehenden. Ich persönlich neige zu der Ansicht, daß infolge der Blindheit die Gegensätze mehr hervortreten, nicht nur bezüglich des Gedächtnisses, sondern auch bezüglich aller übrigen Leistungen. Was dem einen ein Antrieb wird — und das müssen ja Menschen sein, die ein Wollen und Können von Natur in sich spüren — das hemmt und lähmt die schwache Willenskraft des anderen erst recht. So verhält es sich mit der Handgeschicklichkeit, mit dem Erwerben von Selbständigkeit jeder Art, mit dem Gedächtnis und mit der Fähigkeit, sich zu konzentrieren. Wenn das Gedächtnis eines gebildeten Blinden besser ist als beim gleichgebildeten Sehenden, und wenn der erstere tatsächlich eine größere Fähigkeit besitzt, seine Aufmerksamkeit lange auf einen Punkt zu richten, so ist das zwar eine Beharrlichkeit, aber nichts Außerordentliches, sondern etwas ganz Folgerichtiges, da der Blinde ja nicht so viele Eindrücke aufnimmt wie der Sehende, da er also nicht so viele zu verarbeiten braucht und nicht so leicht abgelenkt wird. Wenn übrigens ja auch die meisten Eindrücke und somit auch die meisten Ablenkungen von außen kommen, so ist andererseits der Blinde doch nicht so geschützt vor Ablenkungen, wie man in der Regel annimmt. Ablenkungen der Aufmerksamkeit können eben auch von innen kommen! Wohl könnte ich es mir, ausgehend von der Erfahrung an mir selbst, gut denken, daß der Blinde es eher merkt, wenn er abschweift, und daß er sich also zusammennimmt und schneller wieder bei der Sache ist. Den Antrieb zur Aufmerksamkeit, den Sehende bei einem Vortrag haben müssen: „Gib acht, denn das hörst du jetzt nur einmal!" haben Blinde auch, wenn vorgelesen wird. Ich wenigstens komme mir in solchen Fällen vor wie ein Kind, das die Schürze aufhält. Wenn weiter oben gesagt worden ist, daß der Sehende viel mehr Eindrücke in sich aufnimmt, daß er daher auch leichter abgelenkt werden kann, so darf für andere Fälle die andere Seite der Sache nicht vergessen werden: Daß der Sehende auf diese Weise nämlich auch mehr Anregung hat. Wer sich langweilt, etwa in einer Gesellschaft, bei einer Eisenbahnfahrt oder einem Spaziergang, der nichts Anziehendes bietet, und wessen Aufmerksamkeit dann plötzlich durch irgendetwas Bemerkenswertes oder gar Schönes erregt wird, der wird sich nicht über „Ablenkung" beklagen, sondern er wird sich dies Hingelenktwerden gerne gefallen lassen und es als Anregung empfinden. Ähnlich verhält es sich mit einem Menschen, der trüben Gedanken nachhängt und der sie durch das, was er um sich her sieht, wenigstens für eine Zeitlang vergessen kann. Nun braucht aber auch der Blinde solche Ablenkungen; denn er verfällt, eben weil für ihn so manche Anregungen von außen nicht vorhanaden sind, oft noch viel eher innerer Eintönigkeit als der Sehende. Gewiß, letztlich hängt es ja auch hier davon ab, was für ein Mensch ich bin, und was meinen Gedankenkreis beherrscht. Aber ich bleibe doch immer ein Mensch, bedürftig und empfänglich für alles, was die innere Regsamkeit fördert. Aber woher soll dem Blinden die Anregung kommen, die dem Sehenden seine Umgebung ohne Anstrengung bietet? Zunächst wird er selbst sie sich zu schaffen suchen, indem er die mit seinen Interessen in Beziehung stehenden Gedankengänge verfolgt. Einem blinden Handwerker oder einer Handarbeiterin bleibt dazu ja während des Arbeitens Zeit und Gelegenheit genug. Bald aber werden sich (und das gilt natürlich auch von allen in den übrigen Blindenberufen Arbeitenden und erst recht von den Blinden ohne einen festen Beruf), die alten Gedankengänge wie ausgetretene oder tote Geleise erweisen, und bewußt oder unbewußt hält der Blinde Ausschau nach neuem Denkstoff oder nach Belebung des alten. Da wird er naturgemäß seine Zuflucht zunächst zu Büchern nehmen, zu eigenem Lesen. Das tut der Sehende in solchen Fällen ja auch oft; die Frage ist nur, ob es unter den Blinden verhältnismäßig häufiger und mehr aus dem genannten Grunde ge-

schieht, und diese Frage glaube ich bejahen zu müssen. Er nimmt auch schon deshalb zu Büchern seine Zuflucht, weil die Menschen, deren Gesinnung und Interessen er teilt, ihm lange nicht immer erreichbar sind; dann natürlich auch um der allgemeinen oder der besonderen beruflichen Bildung willen, oder um bezüglich der Ereignisse unter den Blinden oder in der Welt überhaupt auf dem Laufenden zu bleiben. Was aber auch die Veranlassung zum Lesen oder der Gegenstand desselben sein mag, mit Büchern allein kann sich der Blinde nur schwer begnügen; denn gerade das Gelesene macht so oft das Verlangen nach Menschen, nach wirklichem Leben und Teilnahme daran besonders rege. Das ist nun wieder nur etwas, das durch die Blindheit seine besondere Ausprägung erhält; es ist nicht etwa eine große Abweichung von der Art des Sehenden; denn auch manchem Sehenden wird es gerade infolge des Lesens so gehen, und besonders solchen, denen aus irgend einem Grunde, etwa auch durch ein körperliches Gebrechen, besondere Schranken gezogen sind für ihre Betätigung und für den freien Verkehr mit Menschen.

Eben um der Gemeinsamkeit dieses Empfindens willen, und damit diese Ausführungen auch einen praktischen Nutzen haben, möchte ich mit der Bitte an alle Blindenfreunde schließen: **„Vermittelt dem Blinden nach Kräften ein Stück Leben und die Teilnahme daran!“** Wem diese Bitte zu allgemein erscheinen sollte, für den sei noch gesagt, daß der Blinde schon durch einen Besuch, sofern der Besucher ihm irgend etwas von sich, seinem Erleben, seinem Tun oder seinen Gedanken mitbringt, das Gefühl hat, einmal mehr mit dem Leben in persönliche Beziehung gekommen zu sein. Ja, ich glaube, daß solch' ein Besuch und das dabei Besprochene beim Blinden länger nachwirkt als in vielen Fällen beim Sehenden. Durch dieses Nachwirken wolle sich derjenige entschädigt fühlen, der vielleicht im Augenblick so etwas wie Anerkennung für sein Kommen oder eine Freudenbezeugung darüber vermißt. Solche Besuche sind doch wie unerwartete Geschenke, und über die freut sich jeder; Kinder reicher Leute nur meist lauter und darum scheinbar herzlicher; aber die längere Nachwirkung ist meist auf der anderen Seite. Ist erst ein Anfang gemacht mit einer Beziehung zu Sehenden, dann ergibt sich in den meisten Fällen alles weitere wie von selbst. Daß das möglich ist, weil eben die Unterschiede zwischen Sehenden und Blinden nicht so groß sind wie man meist von vornherein annimmt, davon haben diese Ausführungen hoffentlich soweit überzeugt, daß viele Leser sich veranlaßt fühlen, wenigstens eine Probe auf die Richtigkeit des Gesagten in der Praxis zu machen. Können doch die wirklich vorhandenen Unterschiede, wie sie infolge der Blindheit ihre Ausprägung erfahren, gegenseitig ergänzend wirken. Dabei soll es aber stets dankbar anerkannt werden, wenn der Sehende den ersten Schritt tut.



Der Sport des Blinden.

Von Oberlehrer Dr. Kegel, Bremen.

Erfrischend kühle Abendluft weht durch die weit geöffneten Fenster meines Zimmers, während ich dies schreibe, und leise plätschernd tönen von draußen die Wellen des Walchensees an mein Ohr. Schon seit vierzehn Tagen schenkte uns ein gnädiger Wettergott den herrlichsten Sonnenschein, und auch heute war's wieder ein Ferientag, wie wir ihn uns kaum zu wünschen gewagt hatten. Warm hatte die Morgensonne über den Jochberg herüber ins Zimmer geschienen und uns nicht länger im Bett liegen lassen. Draußen unter dem großen Ahorn trank ich mit meiner Frau den Kaffee, und dann schnell hinein ins Boot, das uns quer über den See bringen sollte. Es war ein Genuß von seltener Reinheit, in die tiefe Stille hinein zu rudern und langsam, ganz langsam zog ich die Riemen durch die Fluten, um nicht durch lautes Aufklatschen die hehre Stille zu stören. Es war keine schwere Arbeit zu leisten und gern hörte ich dabei dem zu, was mir meine Frau aus einem neu erschienenen wissenschaftlichen Werk vorlas, das natürlich nicht in Punktschrift übertragen ist und vielleicht auch nie übertragen werden wird, und mir daher nur durch Vorlesen zugänglich ist. Eine knappe Stunde mochte verflossen sein und trotz der geringen Mühe war mir ordentlich heiß geworden, als wir in einer stillen Bucht einer einsamen und unbewohnten Insel landeten. Schnell das Badezeug heraus und in wenigen Minuten schwammen wir schon hinaus in den weiten See, der jetzt noch immer in unbeweglicher Ruhe lag. Nur wer selbst Schwimmer ist, kann solchen Genuß würdigen. Recht ungern und weil wir noch mehr vorhatten, schwammen wir nach einer Viertelstunde wieder zum Ufer und vertauschten unser leichtes Gewand mit dem schweren Lodenzeug und den noch schwereren Nagelstiefeln. Als wir jetzt nach Urfeld hinüber ruderten, kamen schon die ersten leisen Wellen uns entgegen, die der „gute Wind" am Vormittag vom Kesselberg herüberbringt, und ich mußte die Riemen etwas stärker anziehen, als zuvor, wenn wir nicht unnötig lange Zeit bis ans Ufer verbrauchen wollten. Knirschend fuhr das Boot auf den kiesigen Sand auf, rasch zog ich es etwa zur Hälfte ans Land, damit es sicher läge, auch wenn die Wellen, wie vorauszusehen, stärker würden, und dann wanderten wir die wohlbekannte Straße hinan zum Joch des Kesselbergs. Hier zweigt der schmale Weg ab, der uns hinauf zum Jochberg führen sollte. Fast überall ist er breit genug, daß ich neben meiner Frau gehen konnte, als wir uns nun in langsamer, aber stetiger Steigung der Höhe zuwandten. Es war ein guter Weg, aber natürlich sehen solche Wege im Gebirge anders aus als die Fußsteige der Großstadt, und steiniger Boden wechselt gar schnell mit feuchter Humusschicht des Waldes, kleine Felsstufen und knorrige Wurzeln bieten mancherlei Hindernisse. In der Regel gehe ich da, wie es beim Militär heißt, mit loser Tuchfühlung neben meiner Frau und da man an sich gar bedächtig schreitet, wenn es ununterbrochen aufwärts geht, so bedurfte es nur eines hinweisenden Wortes, wenn irgend ein besonderes Hindernis kam. Eine andere Hülfe als die meines festen Wanderstockes habe ich nicht dabei benötigt. Nur wenn der Weg zu schmal war für zwei, dann nahm ich lose den Stock meiner vorauf gehenden Frau in die Hand, um so leichter die hier ja nun genau vorgeschriebene Richtung zu wahren. Eine lange Rast belohnte uns auf dem Gipfel, und in sinnender Erinnerung ließ ich mir von meiner Frau die Fernsicht beschreiben, die sich in seltener Reinheit vor uns ausbreitete. Zum Abstieg wählten wir einen etwas steileren Weg, wo mein Stock mir eine ordentliche Stütze bieten

mußte, um mich bei den steten Unebenheiten, Vertiefungen oder Vorsprüngen des Weges vorm Fallen zu bewahren. Nach solchem Abstieg spürt dann schon der rechte Arm, daß er auch mit geholfen hat; aber wir kamen schnell wieder hinunter, schneller als auf dem ersten Weg möglich gewesen wäre. Und das war recht, denn der „gute Wind“ hatte sich inzwischen recht erheblich gesteigert, und es war eine nur gar zu nötige Vorsicht gewesen, daß ich unser Boot ordentlich weit ans Ufer gezogen hatte. Da verlief die Heimfahrt etwas anders als die Herfahrt! Wie einen Ball hoben und senkten die Wellen unser Boot und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit meiner Frau am Steuer, um das leichte Gefährt immer senkrecht zur Wellenrichtung zu halten. Diesmal saßen die Riemen fester in meiner Hand, und mit kräftigem Zug suchte ich unser Ziel zu erreichen. Zweimal schlug trotz aller Vorsicht eine Welle seitlich ins Boot, aber ich konnte es dann immer noch schnell genug herumreißen, bis wir wohlbehalten wieder drüben ankamen. Langsam flaute dann gegen Abend der Wind ab, und nun ist's wieder so still draußen wie heute am Morgen.

Und warum erzähle ich das alles an dieser Stelle? Um dem freundlichen Leser dieser Zeilen klar zu machen, was ich unter Sport und sportlichen Leistungen in diesem Zusammenhang verstanden wissen möchte. Ich weiß sehr wohl, daß ich damit keine eigentliche Definition dieses Begriffes gebe, und ich weiß auch, daß man diesem Begriff an vielen anderen Orten mit außerordentlicher Genauigkeit zu Leibe gegangen ist, und sich in lange Kontroversen darüber eingelassen hat, was man in jedem einzelnen Falle und im allgemeinen unter diesem Begriff zu verstehen hat, aber für uns kommt es auf derartige Haarspaltereien am allerwenigsten an. Was ich meine, wenn ich vom Sport des Blinden rede, das kann dieser Ferientag uns wenigstens teilweise zeigen. Was sich nun im einzelnen nach meinen freilich noch recht kurzen Erfahrungen darüber sagen läßt, das sollen die folgenden Ausführungen lehren.

In den letzten Jahrzehnten hat sich auch bei uns in Deutschland immer mehr die Erkenntnis Bahn gebrochen, welch' hohe Bedeutung die Ausübung des einen oder anderen oder auch mehreren Sportarten für den Sehenden hat. Die Pflichten des Berufes fesseln uns und insbesondere den Stand der Gebildeten für den größten Teil des Tages an den Schreibtisch, an den Kontorstuhl oder in die Enge des Amtszimmers, und als heilsames Gegengewicht gegen diese körperliche Untätigkeit ist eben auch bei uns die Ausübung eines Sports gerade für den geistig Arbeitenden heutzutage fast zur Selbstverständlichkeit geworden. Pflegt man also schon bei Sehenden von der Notwendigkeit des Sports zu reden, so gilt diese Notwendigkeit in noch viel höherem Maße bei uns Blinden. Bei uns kommen zu den oben angeführten Gründen noch andere wichtigere hinzu. Der Verlust des Sehvermögens bringt eine unnatürliche Ruhe des Körpers und Verlangsamung aller seiner Bewegungen mit sich, die gesundheitlich zu schweren Schädigungen führen kann. Nicht nur daß die wenig oder garnicht gebrauchten Muskeln verkümmern und eine außerordentliche Schwächung des ganzen Körpers, eine Herabsetzung seiner Leistungsfähigkeit veranlassen, es kommt vor allem jede Steigerung oder Anregung der Blutzirkulation in Fortfall, sodaß leicht eine allgemeine Stagnation des Stoffumsatzes eintritt. Disposition zu schweren Krankheiten ist die Folge davon, wie denn beispielsweise die Tuberkulose unter den Blinden prozentual wesentlich stärker verbreitet ist als unter den Sehenden. Nicht als schädlich, aber als lästig und besonders im Verkehr mit Sehenden störend folgt dann weiter aus dieser geringen Beweglichkeit eine auffallende Unbeholfenheit. Unsicherheit, schlechte Haltung beim Gehen und Sitzen steigern sich nur gar zu leicht, wenn nicht von vornherein und planmäßig dagegen vorgegangen wird. Daß man die hieraus entstehenden Gefahren schon frühzeitig erkannte, zeigen die verschiedenen Maßnahmen, die man in den Blindenanstalten bei der Erziehung der blinden Jugend zu ihrer Verhütung ergriff [illegible]chon 1847 erschien die „Gymnastik für Blinde“ von J. W. Klein, eine Schrift,

in der systematische Anweisungen für die turnerische Ausbildung blinder Kinder gegeben werden. Interessant ist dabei die große Beschränkung, die der Verfasser sich in der Auswahl der zu benutzenden Geräte auferlegt, während man heutigen Tages in der Beziehung kaum noch wesentliche Unterschiede gegenüber den Turngeräten und Übungen des sehenden Kindes kennt. Wenn man also heute bei dem jugendlichen Blinden alles tut, um die drohenden Gefahren zu vermeiden, so muß der allergrößte Wert darauf gelegt werden, daß auch der erwachsene Blinde ständig an der Bekämpfung dieser Gefahren weiter arbeitet. Als einen ersten Versuch, dem schädigenden Einfluß der andauernden körperlichen Ruhe des geistig Arbeitenden entgegen zu wirken, muß man es wohl ansehen, wenn von ihnen in den Erholungsstunden ein mehr oder weniger ordnungsgemäß erlerntes Handwerk ausgeübt wird. Wie ich das von mehreren meiner sehenden Kollegen weiß, so ist mir auch ein blinder Universitätsprofessor in den Vereinigten Staaten persönlich bekannt, der eine vollkommen eingerichtete Tischlerwerkstatt besitzt und selbst größere Tischlererzeugnisse, wie Schränke usw. sachgemäß und fast ganz selbständig herstellt. Immerhin wird eine derartige Handwerkstätigkeit die oben aufgezählten Schäden nur zu einem gewissen Teile bekämpfen und insbesondere wohl kaum die unbedingt erforderliche Ausarbeitung des ganzen Körpers gewährleisten können. Hier soll nun die Ausübung des Sports einsetzen. Von vornherein ist dabei klar, daß nicht jeder Sport auch von Blinden ausgeübt werden kann, daß im Gegenteil alle die Sportarten ausscheiden müssen, bei denen wie bei den Ballspielen das Beobachten eines Gegenstandes oder wie beim Skilaufen das Beobachten und Überwinden von Hindernissen einen Hauptteil des Sports ausmacht. Gleichwohl bleiben noch eine ganze Zahl von Sportarten übrig, in denen der Blinde durchaus mit dem Sehenden konkurrieren kann und in denen er, was an dieser Stelle das wichtigere ist, eine allseitige Ausbildung seines ganzen Körpers finden kann. Ich werde im Folgenden diejenigen Sportarten einer näheren Prüfung unterziehen, die ich persönlich in den seit meiner Verletzung verstrichenen eindreiviertel Jahren ausprobiert habe, von denen ich also sagen kann, daß sie der tatsächlichen Durchführung keine nennenswerten Schwierigkeiten entgegensetzen. Es ist das: Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Rudern, Radfahren und Wandern.

1. Das Turnen.

Von den verschiedenen Übungen des deutschen Turnens — das schwedische kenne ich zu wenig, um darüber urteilen zu können — kommen zunächst die verschiedenen Formen der Freiübungen mit und ohne Zuhülfenahme von Geräten in Frage. Sie sind durchweg auch von dem Blinden gut und leicht zu erlernen und auszuführen und können auch allein vorgenommen werden. Natürlich kommt es dabei vor allem auf eine geschickte Auswahl der Übungen an, damit eine wirklich allseitige Inanspruchnahme der Muskulatur erreicht wird, und Systeme wie das nach seinem Erfinder benannte „Müllern" erscheinen mir ganz besonders für Blinde empfehlenswert. Damit der volle Erfolg einer solchen Übung eintritt, halte ich die dauernde oder doch wenigstens gelegentliche Beaufsichtigung durch Sehende für unerläßlich, da nur so Unkorrektheiten in der Haltung, Nachlässigkeiten usw. vermieden werden können. Als Geräte für Freiübungen können die auch von Sehenden benutzten Stäbe, Keulen und Hanteln verwandt werden; jedenfalls ist man längst davon abgekommen, besondere mit Tuch oder Lederpolstern versehene Hanteln zu konstruieren, die vor einem gelegentlichen Stoß schützen sollen.

Das eigentliche Geräteturnen kann an allen Geräten ausgeführt werden, vielleicht mit einziger Ausnahme der Sprunggeräte, die einen Anlauf erfordern. So wird man in den großen Turnhallen der Blindenanstalten kaum einen Unterschied in ihrer Ausstattung gegenüber den Hallen für Sehende finden. Die Auswahl der Übungen braucht kaum anderen Beschränkungen zu unterliegen wie bei Sehenden, wenn man natürlich auch gut

tun wird, alles zu vermeiden, wobei mit der Gefahr eines Sturzes zu rechnen ist, bei dem dem Blinden stets schwerer zu helfen sein wird als dem Sehenden.

Endlich sollen auch die unter dem Namen Leichtathletik zusammengefaßten Betätigungen dem Blinden ganz besonders empfohlen werden: Dauer- und Schnellauf, Steinstoßen, Ger- und Diskuswerfen und endlich das Ringen. Gerade bei diesen Übungen kann der Blinde ohne weiteres zum sportlichen Wettbewerb übergehen und mit Erfolg mit seinen sehenden Mitturnern wetteifern. Was den Ort und die Zeit, die für turnerische Übungen aufgewandt werden kann, angeht, so ist es natürlich am bequemsten, wenn sie im eigenen Haus oder Garten vorgenommen werden können. Hier kann in verhältnismäßig kurzer Zeit viel erreicht werden, so daß die Verbreitung des Müller'schen Systems von diesem Gedanken aus wohl begreiflich ist. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß der Zwang einer regelmäßigen Turnstunde im Verein mit anderen Turnern außerordentlich wichtig und deshalb auch für den Blinden erstrebenswert ist. Da nun in der Regel sich kaum eine genügende Anzahl Blinder zusammenfinden werden, um eine eigene Turnstunde einzurichten, so möchte ich meine Schicksalsgenossen dringend die Teilnahme an geeigneten Veranstaltungen Sehender empfehlen. Es wird in der Regel nicht schwierig sein, bei größeren Turnvereinen eine Riege ausfindig zu machen, deren durchschnittliche Leistungsfähigkeit der des Blinden entspricht, und ich bin sicher, daß gerade ein solches gemeinsames Turnen mit Sehenden das Erreichen größerer Sicherheit und Gewandtheit im sonstigen Verkehr mit Sehenden befördern wird.

2. Das Schwimmen.

Im Vergleich zum Turnen bietet das Schwimmen natürlich eine wesentlich geringere Mannigfaltigkeit der Übungen; gerade diese Einseitigkeit macht jedoch das Schwimmen zu einem Sport, bei dem ein Steigern der Leistungsfähigkeit mit zu den Hauptzielen gehört. Hierbei kann auch der Blinde durchaus mittun. Jedenfalls wird mir jeder, der als Blinder einmal das nasse Element aufgesucht hat, zugeben, daß er sich im Wasser von vornherein außerordentlich wohl und sicher fühlt, und wer erst in späteren Jahren sein Sehvermögen verlor, wird bestätigen, daß man gerade beim Schwimmen am wenigsten durch den erlittenen schweren Verlust behindert wird. Im freien Wasser gibt es keine Bäume, Steine oder offene Türen, gegen die man unerwartet anrennen kann, und wenn man wirklich am Ufer oder der Einfassung des Schwimmbassins anstößt, so macht das natürliche Wasserpolster den Stoß zu einem absolut ungefährlichen und schmerzlosen. Eine Schwierigkeit hat der Blinde allerdings auch beim Schwimmen zu überwinden, die der Sehende nicht kennt, das ist die Schwierigkeit der Orientierung. Der Blinde wird freilich kaum in die Lage kommen, allein zu baden, und kann sich somit leicht durch Zurufe seiner Mitbadenden über die einzuschlagende Richtung vergewissern. Immerhin fehlen ihm aber im Wasser alle Anhaltspunkte über die Beibehaltung der eingeschlagenen Richtung und es bleibt daher vor allem im freien Wasser und bei sehr stillen Mitschwimmern leicht eine gewisse Orientierungsunsicherheit für den Blinden übrig. In der geschlossenen oder umgrenzten Schwimmanstalt wird sich das weniger oder garnicht bemerkbar machen, während umgekehrt im freien Wasser bei höherem Wellengang eine persönliche Orientierung erschwert oder ganz unmöglich gemacht werden kann.

Das Erlernen des Schwimmens geschieht genau wie beim Sehenden zuerst auf einer geeigneten Vorrichtung am Lande und dann an der Angel des Schwimmlehrers, bezw. unter der Benutzung von Schwimmgürteln oder ähnlichen Vorkehrungen. Natürlich können sämtliche Arten des Schwimmens erlernt werden, über und unter dem Wasser, ebenso das Tauchen, soweit es nicht mit dem Suchen von Gegenständen verbunden ist, und das Springen. Kurzum, die Bewegungsfreiheit des Blinden ist im Wasser in keiner Weise gehemmt und gestattet ihm alle dieselben Bewegungsarten wie dem Sehenden. Gerade darin liegt der besondere Wert, den das Schwimmen für den Blinden hat, daß

es ihm die freieste Beweglichkeit ermöglicht, ja daß es ihn direkt dazu veranlaßt, seine Glieder in jeder nur denkbaren Weise zu gebrauchen. Ein guter Erfolg setzt wie stets auch hier Regelmäßigkeit voraus, und diese ist naturgemäß nur in den größeren Städten, wo gedeckte Schwimmhallen zur Verfügung stehen, während des ganzen Jahres zu erzielen. Aber auch wo das nicht der Fall ist, sollte der Blinde wenigstens im Sommer jede Gelegenheit benutzen, um sich die Annehmlichkeiten dieses Sports zu verschaffen und den daraus entspringenden Nutzen zu sichern.

3. Das Rudern.

Die Ausübung dieses Sports durch Blinde setzt ebenso wie auch die weiteren von mir besprochenen Sportarten die Teilnahme eines sehenden Sportskollegen voraus. Freilich ist der Sehende in der Lage, diese Sportarten allein auszuüben, und übt sie auch tatsächlich allein aus, aber auch wenn nicht die Art des Sports wie beim Mehrsitzer oder beim Tandemfahren die Beteiligung mehrerer Personen erfordert, so veranlaßt doch der Gesellschaftstrieb in der Regel auch den Sehenden zum Zusammenschluß zu mehreren. Es bedeutet also für uns Blinde keine wesentliche Einschränkung, wenn wir beispielsweise beim Rudern stets auf die Mitnahme eines Steuermannes angewiesen sind. Das Erlernen des Ruderns ist überaus einfach, soweit es sich um die freilich wenig sportsgemäßen festsitzenden Ruder handelt, die nur um einen beweglichen Stift, eine Hülse oder dergleichen drehbar sind. Wenn ich auch aus Erfahrung weiß, daß man mit derartigen Rudern in kurzer Zeit eine erhebliche Stärkung der Muskeln erzielen kann, so bietet auch die Benutzung frei aufliegender Ruder, wie sie der echte Sportsmann ausschließlich verwendet, für den Blinden keine besonderen Schwierigkeiten, da die Handhabung der Ruder nach Überwindung des ersten Anfängerstadiums auch beim Sehenden ohne Benutzung der Augen nur noch rein mechanisch erfolgt. Ebenso ist das Rudern im Takt zu mehreren nach einigen Zählkommandos des Steuermanns ohne weiteres von Blinden ausführbar.

4. Das Radfahren.

Das Radfahren kann vom Blinden nur auf mehrsitzigen Rädern, sogenannten Tandems, ausgeübt werden, deren Lenker ein Sehender ist. In dieser Weise ist es in England schon lange üblich, wo die Schüler des Normal College and akademy of music for the bl. zu Nordwood auf zwei-, vier- und sechssitzigen Rädern große Ausflüge unternehmen. Mir persönlich war es infolge der Beschränkungen des Krieges leider noch nicht möglich, diesen Sport wieder aufzunehmen, jedoch zweifele ich nicht daran, daß er mir nach Beendigung des Krieges dieselben Vorteile bringen wird wie früher, nämlich insbesondere eine schnelle Ortsbeförderung ohne Benutzung von Bahnen und gleichzeitige Inanspruchnahme wenigstens eines Teiles unserer Muskulatur. Im übrigen möchte ich den Nutzen des Radfahrens nicht gar zu hoch anschlagen, weil ähnlich wie beim Rudern nur eine einseitige Inanspruchnahme unserer Muskulatur eintritt, und zwar im Gegensatz zu jenem gerade eine Übung derjenigen Muskelgruppe, die auch normalerweile schon am besten ausgebildet zu sein pflegen.

5. Das Schlittschuhlaufen.

Es ist bedauerlich, daß die Ausübung dieses Sports noch mehr als beim Schwimmen von äußeren Verhältnissen abhängig ist; sonst wäre das Schlittschuhlaufen gerade in der Blindenwelt ebenso sehr zu empfehlen wie das Schwimmen. Denn alles was ich oben über die Freiheit der Bewegung beim Schwimmen ausgeführt habe, gilt in ganz ähnlicher Weise auch vom Schlittschuhlaufen. Sowohl auf den etwas höheren eisernen Schlittschuhen, die bei uns in Deutschland meist gebräuchlich sind, als auch auf den niedrigeren holländischen Schlittschuhen macht das Laufen dem Blinden keine anderen Schwierigkeiten wie dem Sehenden, und er wird bald in der Lage sein, sich ohne Führung eines Sehenden frei auf der glatten Fläche zu bewegen. Freilich muß dabei ein genügend großer freier Raum zur Verfügung stehen, wie das beispielsweise bei uns in Bremen auf den viele

Kilometer weit unter Wasser gesetzten Wiesen der Fall ist. Hier läuft der Blinde nicht Gefahr, mit einem anderen Schlittschuhläufer zusammenzustoßen, und kann sich sowohl im Schnellauf wie im Kunstlauf nach Belieben ergehen. Auf engeren Eisflächen, wo das übliche Gewimmel von Groß und Klein die Regel ist, muß sich der blinde Schlittschuhläufer auf das Zusammenlaufen mit einem Sehenden beschränken. Aber auch in dieser gemäßigten Form wird das Schlittschuhlaufen als Wintersport dem Blinden sehr zu empfehlen sein.

6. Das Wandern.

An letzter Stelle nenne ich denjenigen Sport, der vielleicht direkt nicht besonders starke Muskelkräftigung zur Folge hat, der aber wegen seiner großen Mannigfaltigkeit im allgemeinen und besonderen für den Blinden wertvoll ist. Die Zunahme des Wandersportes unter den Sehenden, das Aufblühen der Wandervogelbewegung in den letzten 10 Jahren zeigt deutlich, wie man in der Welt der Sehenden die Bedeutung dieses Sports einzuschätzen weiß, und für Blinde ist der daraus entspringende Nutzen höchstens noch größer. Von vornherein sei hervorgehoben, daß es sich beim Wandersport nicht um promenadenmäßige Spaziergänge handelt, wenn dieselben auch einmal zeitlich etwas länger ausgedehnt werden. Ich denke dabei vielmehr an ein- oder möglichst auch mehrtägige zusammenhängende Wanderungen, für deren Wahl weder die Bequemlichkeit der Straßen noch die Güte des Hotels maßgebend ist, wo man auch ohne Weg einmal durch einen Wald oder über eine Heidefläche finden kann und wo ein Nachtlager auf dem Heuboden zwar nicht die Regel zu sein braucht, aber doch auch nicht als besonderes Unglück anzusehen ist. Ist auch die Zahl der zurückgelegten Kilometer oder die Höhe des erstiegenen Berges durchaus nicht ausschlaggebend für die Bewertung der Wanderleistung, so soll doch auch eine gewisse Anstrengung mit dem echten Wandern verbunden sein, und ich erinnere mich noch mit besonderer Freude manches Muskelkaters nach anstrengender Bergfahrt.

Beim Wandern selbst soll sich der Blinde möglichst bald ans Alleingehen gewöhnen, solange das irgend möglich ist. Das dürfte aber in der Ebene und im Mittelgebirge stets der Fall sein, solange gebahnte Wege benutzt werden. Man scheue dabei nicht vor unebenen oder sonstwie hindernisreichen Wegen zurück, da gerade hierbei die Sicherheit, Gewandtheit und Geschicklichkeit des Blinden erheblich gesteigert werden dürfte. Auch beim Übersteigen größerer Hindernisse, wie Zäune usw., suche man möglichst allein mit ausschließlicher Benutzung eines festen Wanderstockes fertig zu werden. Handreichungen des Begleiters sind tunlichst zu vermeiden. Die Sicherheit wird gerade auf diese Weise so groß, daß man die Führung direkt bald als lästig empfindet und sie von selbst auf die unbedingt notwendigen Fälle beschränkt. So konnte ich beispielsweise während der letzten Pfingstferien eine zusammenhängende Durchwanderung des ganzen Rennsteiges ausführen, bei der meine Begleiterinnen keinerlei Erfahrung in der Führung von Blinden hatten und bei der ich ihre Hilfe auch nur infolge des besonders nassen Wetters an einigen Stellen in Anspruch nehmen mußte.

Einen ganz besonderen Reiz bietet auch dem Blinden das Wandern im Hochgebirge. In einer der ersten Nummern des Jahrganges 1916 der Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins erschien ein Aufsatz über den Alpinismus des Blinden. Hier schildert der blinde Verfasser seine Besteigung des Wendelsteines, Herzogenstandes, Heimgartens usw. usw., Wanderungen, die in den bayerischen Voralpen zu den beliebtesten gehören, und von denen der Verfasser mit besonderer Lebhaftigkeit und Freude berichtet. Der Widerspruch, den wohl in der Hauptsache die Überschrift dieses Aufsatzes in den Kreisen sehender Alpinisten fand, liegt sehr einfach in der verschiedenen Auffassung des Wortes Alpinismus begründet. Was der sehende Hochtourist darunter versteht, der heiße, ernste Kampf mit den Gefahren des Hochgebirges, das bleibt dem Blinden verschlossen. Wenn also in jenem Aufsatz vom Alpinismus des Blinden die Rede ist, so ist

eben das Wandern im Hochgebirge gemeint, wie es auch von der großen Mehrzahl der sehenden Durchschnittstouristen ausgeführt wird. Ich kenne persönlich von früheren Zeiten das Hochgebirge ziemlich genau und kann nur sagen, daß es in den Ost- und Westalpen, vor allem aber in den ersteren eine Unmenge der herrlichsten Wege gibt, auf denen auch der Blinde zu ganz ansehnlichen Höhen hinaufsteigen, oder tagelang in mittleren Höhen, bis zu 2000 Meter, sich bewegen kann. Wie vorteilhaft aber der Aufenthalt in Höhenluft und Höhensonne auf das Nervensystem wirkt, ist gerade jetzt von ärztlicher Seite immer mehr betont; gerade das Nervensystem des Blinden kann aber eine derartige Kräftigung besonders gut vertragen. Natürlich muß man bei solchen Wanderungen im Hochgebirge ganz allmählich vorgehen, von Schritt zu Schritt die Schwierigkeiten steigern und stets einen verläßlichen Gefährten dabei haben, der dem Anfänger mit Rat und Tat zur Seite steht. Dann wird auch der Blinde auf den ihm zugänglichen Wegen sich langsam die Eigenschaft der Trittsicherheit erwerben, die für den Bergkundigen als nötige Voraussetzung aller Wanderungen im Hochgebirge gilt, und es wird ihm nichts ausmachen, ob sein Pfad ihn über scheinbar endlose Geröllfelder oder sanfte Wiesenhänge, über steinige Felshalden oder feucht-unsicheren Waldboden führt. Steifheit und Ungelenkigkeit der Glieder wird man aber bei einem blinden Hochgebirgswanderer vergebens suchen.

Ich bin mit meinen Ausführungen über den Sport des Blinden zu Ende. Natürlich mag es auch in dieser Beziehung noch mancherlei andere Möglichkeiten geben, und ich möchte doch nicht unerwähnt lassen, daß der mich behandelnde Augenarzt mir bei meiner Entlassung aus dem Lazarett den Rat gab, die weitere Stärkung meiner Nerven beim Rodeln im Riesengebirge zu versuchen; und daß mir erst kürzlich ein fast ganz erblindeter Rechtsanwalt schrieb, er habe sich neuerdings dem Luftsport zugewandt. Ohne persönliche Erfahrung möchte ich aber hierüber nicht weiter urteilen. Indessen kam es mir in diesem Zusammenhang auch weniger darauf an, eine erschöpfende Aufzählung aller dem Blinden zugänglichen Sportsarten zu geben, als vielmehr zu zeigen, daß er überhaupt mit Erfolg zur Ausübung eines Sports in der Lage ist. Nach meiner allerdings rein persönlichen Auffassung handelt es sich dabei in der Regel weniger um Erzielung sportlicher Höchstleistungen, um eigentlichen sportlichen Wettbewerb. Vielmehr möchte ich eine möglichst große Mannigfaltigkeit in der Wahl der Sportsarten als die Hauptsache gerade für uns Blinde hinstellen. Einmal aus allgemein hygienischen Gründen, weil jede einseitige Bevorzugung der einen oder anderen Sportart auch eine einseitige Entwickelung gewisser Muskelpartien zur Folge hat und unter Umständen sogar zu nicht unerheblichen Schädigungen des Gesamtorganismus führen kann, und sodann aus dem für uns Blinde besonders maßgebenden Grunde, daß nur bei wirklicher Vielseitigkeit in den Bewegungen die für uns bestehenden besonderen Hemmnisse ausgeglichen werden können.

Gleichzeitig aber wird die Ausübung der genannten Sportarten dem Blinden eine wesentliche Bereicherung seiner Anschauungen verschaffen, die ganz besonders für den genetisch Blinden oder in früher Jugend Erblindeten wertvoll sein muß. Wer in stundenlangem Steigen auf steilem Pfad erst mal tausend Meter höher gekommen ist, der bekommt einen anderen Begriff von den schwindelnden Höhen unseres Hochgebirges, als ihn die bloße Beschreibung zu geben vermag. In jenem Aufsatz der Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins schildert der Verfasser, wie er unter Zuhülfenahme einer reichen Phantasie und einfacher kleiner Versuche sich über die Steilheit der Abhänge und Abgründe orientierte, an denen ihn sein Weg hinführte, und ganz ebenso wird eine Bootfahrt auf bewegter See oder das Schwimmen im freien Gelände dem Blinden eine neue Welt erschließen, die ihm vorher unzugänglich war. Selbstvertrauen und Sicherheit im Auftreten aber werden wachsen, wenn er aus eigener Erfahrung über Dinge berichten kann, die gar mancher seiner sehenden Brüder, der sich zu gleicher Sportstätigkeit nicht aufraffen kann, stets unbekannt bleiben. Walchensee, August 1916.

Die Bedeutung der Musik für den Blinden.

Von Josef Herz, Wien.

„Wer sich die Musik erkiest,
Hat ein himmlisch' Werk genommen,
Denn ihr erster Ursprung ist
Von dem Himmel selbst gekommen."

In diesen wenigen Zeilen spricht es Luther so schön aus, welch' hohe Bedeutung er der Tonkunst für denjenigen zubilligt, der sie mit Liebe pflegt. Es wird wohl immer ein im letzten Ende ungelöstes Rätsel bleiben, was es denn eigentlich ist, das uns beim Erklingen von wohllautenden Tönen ergreift. Die elementare Macht des Liedes hat schon vor tausenden von Jahren ihre Wirkung selbst auf Barbaren ausgeübt. Die Tonkunst war sicherlich schon in ihren ersten Anfängen ein wichtiger Faktor im gottesdienstlichen Kult. Als nach und nach im klassischen Altertum die Tonkünstler dahin kamen, den verschiedenen Gemütsstimmungen durch Töne Ausdruck zu verleihen, da galt der Sänger als der Liebling von Göttern und Menschen. Späterhin ist allerdings dieses Ansehen häufig durch verschiedene äußere Umstände herabgesetzt worden. Allein die Tonkunst selbst hat stets große Verehrung behalten. Im Laufe der Jahrhunderte, im Wechsel der ethischen Ideale, im Wandel der Zeiten, immer ist sie der jeweilige Spiegel der menschlichen Seele geblieben, immer war sie das Echo für alle die Freudenrufe, Sehnsuchtsseufzer und Schmerzensschreie, die sich dem Innern der Sterblichen entrangen.

Wir sind imstande, aus den uns erhaltenen musikalischen Dokumenten einer vergangenen Zeit uns ein ungefähres Bild von der Empfindungsweise und dem Temperament jener Zeit zu machen. Der gregorianische Choral im 7. Jahrhundert zeugt von tiefem Ernst und von Weltabgekehrtheit. Die Gesänge der Troubadours um das 14. Jahrhundert lassen Bilder heiteren Lebensgenusses und einer gewissen Galanterie vor uns aufsteigen. Das deutsche Kirchenlied der Reformationszeit läßt den Glaubensmut erkennen, der Berge versetzen kann. Und welche gezierte Anmut zeigt sich in den Tanzweisen des Rokoko!

Die große Bedeutung der Musik und namentlich des Liedes wird uns in den gegenwärtigen Tagen des Krieges besonders zum Bewußtsein gebracht, wenn wir wahrnehmen, welche große Begeisterung unsere Soldaten beispielsweise aus dem Prinz Eugen-Lied oder gar aus der „Wacht am Rhein" schöpfen.

Hiermit ist in Kürze die Bedeutung der Musik im allgemeinen gestreift. Ehe ich an meine eigentliche Aufgabe schreite, sei mir folgende Vorbemerkung gestattet. Wenngleich manches, was hier zur Sprache kommen wird, auch auf die Beziehungen des Vollsinnigen zur Musik seine Gültigkeit hat, so ist doch dessen Gewicht für den Blinden weit mehr ausschlaggebend und zwar aus folgendem Grunde:

Sein Innenleben ist sicherlich ebenso reich, sein Gemüt ebenso empfänglich wie das des Sehenden. Anderseits hingegen sind die Eindrücke, welche durch seine Sinne auf ihn einwirken, nicht so zahlreich. Naturgemäß greifen sie daher bei ihm tiefer, denn sie werden

nicht so schnell durch neue verdrängt. Was also die Musik in ihm anscheinend genau so wie in anderen Menschen wirkt, das faßt hier tiefere Wurzeln, das treibt kräftigere Zweige.

Ein junger Mann, der sich wegen bevorstehender Erblindung ganz der Musik widmete, nachdem er früher blos zu seinem Vergnügen das Geigenspiel betrieben, versicherte mir folgendes: „Jetzt erst habe ich die reinsten, vollkommensten Genüsse in der Musik; denn ich werde nicht mehr wie früher so oft durch andere Vorgänge abgelenkt und zerstreut."

Blindheit und Musik, das sind Begriffe, welche bei vielen Menschen noch heute den gleichen Zusammenhang haben, wie z. B. der Winter und der Schnee. Das ist sehr begreiflich; denn um das Augenlicht einigermaßen zu ersetzen, ist der Blinde auf das Gehör angewiesen. Dieses vermittelt ihm doch noch viel Vorgänge, welche in einer gewissen Distanz von ihm stattfinden. Durch den fortgesetzten Gebrauch wird das Gehör verhältnismäßig schärfer, als das der meisten Sehenden. Es führt dem Lichtlosen die ersten Freuden eines höheren Genusses zu, indem es ihn mit zwingender Beharrlichkeit schon von früher Kindheit an unbewußt den Weg zur Musik leitet.

Damit soll nicht gesagt sein, daß jeder Blinde ein geborener, begabter Musiker sei! Wie häufig werde ich gefragt: „Die Zöglinge in Ihrem Institut lernen doch selbstverständlich alle Musik und leisten sicherlich sämtlich Hervorragendes?" Darauf muß ich dann erklären, daß auch bei uns Blinden das gute Gehör, namentlich aber das gute Musikgehör, nicht jedem von Mutter Natur in die Wiege gelegt wird. Es bestätigt sich vielmehr hier wie überall folgende Wahrnehmung: Wer einen Keim von einer Veranlagung in sich trägt, kann durch zweckentsprechende Erziehung diesen Keim zu verhältnismäßig hoher Entwickelung bringen; sobald aber von Natur aus eine Veranlagung nicht vorhanden ist, nützt auch der größte Fleiß, die innigste Hingabe nichts.

Glücklicherweise ist aber die Natur selten so grausam, daß sie dem Blinden ein wenigstens einigermaßen bildungsfähiges Gehör versagt, und so gewinnt denn doch für die meisten von uns die Musik eine ganz hervorragende Bedeutung. Diese Bedeutung ist für die große Anzahl derer, welche als verständnisvolle Hörer Musik genießen, oder welche zumindest einen mäßigen Grad von Fertigkeit besitzen, ein Instrument zu spielen oder ein Lied zu singen, notwendigerweise eine andere, als für die kleinere Schar der Berufsmusiker. Ich will zunächst über die erste Gruppe sprechen.

Je größer die Genußfähigkeit eines Menschen, desto größer auch seine Freude am Leben. Die vielerlei schönen Eindrücke, welche der Vollsinnige seinem Auge verdankt, sind für den Blinden sehr eingeschränkt, ja, insofern sie sich auf Farbenwirkungen gründen, sind sie ihm völlig verschlossen. Aber die übrigen vier Sinne führen uns doch noch vieles zu, was uns erfreut und anregt. Und schon von der Zeit an, wo unser Geist wach wird, beginnt auch für uns das Dasein sich inhaltreich zu gestalten.

Vor allem ist es der Wohlklang, ist es Musik, welche durch das Ohr den Weg zu unserem Herzen findet. Gut geleitete Erziehungsanstalten tun daher alles Mögliche, um den Sinn für Musik in ihren Zöglingen zu wecken und zu bilden. Der Schulgesang wird weit mehr gepflegt als in den allgemeinen Volksschulen und der pflichtbewußte Gesangslehrer wird alles versuchen, um auch trägere Elemente zum Mitsingen zu veranlassen. Die Freude am Klange des gut gestimmten Klavieres, der Orgel und der Geige, an den vielgestaltigen Wirkungen des Orchesters im Konzertsaal wird rege. Durch das Hören von nur edler Musik wird der gute Geschmack anerzogen. Auf diese Weise wird ein gewisses Kunstverständnis angebahnt, welches späterhin imstande ist, auch die leichtfertigen musikalischen Eintagserzeugnisse in ihrem wahren Werte erkennen zu lassen.

Bei dieser Art von musikalischer Erziehung zeigt es sich bald, welche Zöglinge wenigstens versuchsweise zur Erlernung eines Instrumentes herangezogen werden können. Das Studium zum Zweck des eigenen Vergnügens beginnt. „Des eigenen Vergnügens" ist aber hier nicht die erschöpfende Bezeichnung: Etwas höheres, edleres tritt hinzu. Denn

die Musik wird den Blinden nicht nur in frohen, sondern auch in einsamen Stunden wie ein treuer Freund begleiten, sie wird sein Gemüt von schweren, brütenden Stimmungen und Sorgen erlösen, seine Einsamkeit bannen und ihn vor unfruchtbaren Gedanken bewahren, bis andere Freunde zur Stelle sind, die durch ihre Gegenwart vollends ein neues Empfinden in seine Seele tragen.

Welch' wohltätigen Einfluß gute Musik auf Menschen üben kann, die sich früher selbst für diese Kunst ganz unzugänglich gehalten, habe ich an folgendem Beispiel erlebt: Es war zu der Zeit, da ich mich in unserer Blindenanstalt für die Staatsprüfung auf Musik vorbereitete, als mich eines Tages der Institutsdirektor einem Herrn vorstellte, welcher als externer Schüler eintreten sollte. Dieser Herr war durch plötzliche Erblindung mitten aus seiner richterlichen Laufbahn gerissen worden und wollte nun versuchen, einen neuen Beruf zu finden. Nebenbei bemerkt, ist es ihm auch gelungen; er wurde Beamter bei der Internationalen Elektrischen Gesellschaft in Wien. An jenem Tage aber war er sehr traurig und gedrückt. Ich wollte ihn durch Musik erheitern und spielte ihm irgend ein Stück von Schumann vor. Er hörte geduldig zu, dann aber sagte er mir: er wundere sich, daß wir Blinden so sehr die ernste Musik pflegen und bevorzugen; das Unglück sei ja schon ernst genug. Er für seine Person verstehe übrigens von Musik garnichts. In der Folgezeit betrieb er seine Übungen in der Blindenschrift und im Gebrauch der Schreibmaschine täglich in einem an den Musiksaal grenzenden Zimmer, während ich im Schweiße meines Angesichtes meinen Schumann, Beethoven, Schubert und Bach, Czerny und Clementi einpaukte. Nach geraumer Zeit wurden meinem neuen Freunde alle diese Tonstücke vertraut, ja sogar lieb und fast unentbehrlich. Als er mit seiner Ausbildung fertig war und eine Wohnung in der Nähe seines Büros suchen mußte, kam für ihn nur eine solche in Betracht, wo er Gelegenheit hatte, gute klassische Musik zu hören, und ich mußte ihn häufig besuchen, um ihm die altgewohnten Stücke wieder vorzuspielen. Er beteuerte, das sei seine schönste Zerstreuung, nachdem er stundenlang das Geklapper der Schreibmaschinen habe hören müssen.

Und wie steht es denn erst mit den Blinden, welche, vermöge ihres Talentes die Musik zu ihrem Lebensberuf gemacht haben? Ich muß auf das Motto dieser meiner Arbeit verweisen, möchte aber eine kleine Änderung daran vornehmen und sagen anstatt „Wer sich die Musik erkiest, w e n sich die Musik erkiest". Denn den vollen Segen kann nur der Ausübende von der Musik erwarten, der wirklich von ihr erwählt und erkoren ist. Nicht wenige Einzelveranlagungen sind es, welche zusammentreffen müssen, um die musikalische Begabung eines Menschen zu einer annähernd vollkommenen zu machen. Feines Gehör, dauerhaftes Tongedächtnis, rythmisches Gefühl, Sinn für Harmonie und Melodie, eine poetische Phantasie und dazu als selbstverständlich eine rein technische Geschicklichkeit zur Bewältigung eines Instrumentes, oder eine edle Stimme für kunstmäßigen Gesang.

Das Fehlen des Augenlichtes ist erfreulicherweise bei den wirklich Begabten kein Hindernis, um die breite Tastatur des Klaviers mit vollster Treffsicherheit zu beherrschen, um den komplizierten Spieltisch der Orgel mit Hand und Fuß ohne fremde Beihilfe zu regieren, um auf Geige und Violoncell die kühnsten Toneinsätze tadellos auszuführen. Es ist dies, genau betrachtet, nicht einmal als besondere Bevorzugung des Blinden vor seinen sehenden Kollegen zu betonen, denn es dürfte allgemein bekannt sein, daß ein rechter Virtuose auf dem von ihm oft gespielten Instrument die Töne findet, ohne erst das Auge dazu gebrauchen zu müssen. Mir handelt es sich hier nur darum, nachzuweisen, daß der Blinde seinem sehenden Kollegen nicht zurücksteht.

Die Bedeutung der Tonkunst gibt sich für den blinden Berufsmusiker in verschiedener Hinsicht kund. Zuförderst ist er imstande, sich durch ihre Ausübung eine materiell gute Existenz zu schaffen. In Wien waren im Jahre 1910 von den 657 erwachsenen Blinden insgesamt 75 als Berufsmusiker tätig. In dieser Zahl sind allerdings auch diejenigen mit

einbegriffen, welche daneben auch das Klavierstimmen betreiben (26). Davon haben die meisten ein gutes, einige sogar ein sehr gutes Auskommen. Gegenwärtig dürfte es hier ungefähr 90 Musiker geben. Einzelne wirken als Organisten. Größer schon ist die Zahl der Lehrer. Drei besitzen Musikschulen, die von der Landesschulbehörde konzessioniert sind, während andere wieder als Mitglieder einer Salonkapelle oder als Einzelspieler sich fortbringen. In den Städten des Deutschen Reiches sind die Verhältnisse ähnliche.

Mit diesen materiellen Ergebnissen hängt aber etwas höheres, etwas ideelles zusammen. Ich meine ein edles Selbstgefühl. Das Bewußtsein, nicht nur sich, sondern auch anderen durch die Kunst das Leben zu verschönen, trägt viel zur Hebung der Menschenwürde bei, das Selbstvertrauen wird gestärkt durch den Erfolg und durch die Achtung und Anerkennung, welche dem Musiker zuteil wird.

Aber weiter. Die Kunst ist ein Schlüssel, der das Herz der Menschen zu öffnen vermag. Das gilt von der Musik in besonders hohem Grade. Dem Blinden wird es nicht immer leicht, einen schnellen Kontakt mit fremden Personen herzustellen. Sie stehen ihm anfänglich meist so gegenüber wie einem Kranken, den man bemitleidet, oder von dem man sich mit einer gewissen scheuen Ratlosigkeit abwendet. Das Ungewohnte der Situation verwirrt die meisten und es fehlt ihnen die Beurteilung dafür, was sie dem Blinden zumuten können. Hat dieser aber Gelegenheit durch Musik gleichsam zu ihnen zu sprechen, so ist eine Brücke dadurch hergestellt, auf welcher sich beide Individualitäten rasch begegnen und verstehen.

Mir fällt hier eine charakteristische Episode ein, welche sich genau so zugetragen hat, wie ich sie erzählen werde. Mein Kollege A. war ein hoch aufgeschossener Junge mit einem etwas apathisch erscheinenden Gesicht, aber musikalisch sehr begabt. Einst mußte er zum Zahnarzt geführt werden, einem Herrn, der etwas kurz angebunden, bei den Zöglingen nicht gerade sehr beliebt war. Im Wartezimmer, wo A. seine Furcht endlich überwunden und sich schließlich zu langweilen begann, stand ein Klavier. Von seinem Begleiter auf das Instrument aufmerksam gemacht, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, setzte sich hin und phantasierte prachtvoll. Schon nach wenigen Momenten eilte der Arzt in das Zimmer und beobachtete den Jungen, der seine Apathie vollständig verloren hatte. Der Doktor, der bis jetzt nicht gewußt hatte, daß mein Freund musikalisch sei, geriet über dessen verändertes Wesen in Staunen und Bewunderung, wurde sehr gesprächig, ja sogar herzlich und wandte als großer Musikfreund seinem Patienten nicht nur das eine Mal, sondern dauernd sein warmes Interesse zu.

So wie mein Kollege damals unbeabsichtigt, so hat sich wohl jeder musikkundige Blinde bewußt ein regeres Interesse und in vielen Fällen auch Verständnis, Anteil und Zuneigung erobert. Er ist den Schicksalsgenossen gegenüber, welche andere Berufe pflegen, dadurch in einem gewissen Vorsprung. Er gewinnt sich leichter einen geselligen Kreis, ja mancher von uns dankt der schmeichelnden Sprache der Tonkunst das Glück, eine treue Lebensgefährtin gefunden zu haben. Die Möglichkeit, sein Können verhältnismäßig rasch in günstigem Licht zu zeigen, schafft dem Berufsmusiker unter nicht all' zu schweren Umständen eine sozial bessere Position. Freilich muß da vieles zusammentreffen. Eine noch so ausgeprägte musikalische Begabung allein genügt dazu nicht, auch nicht das, was man mit dem Worte „Glück“ gemeinhin bezeichnet; die Gediegenheit des ganzen Menschen ist hier das Entscheidende! Je tiefer und vielseitiger seine Bildung, je sympatischer sein Wesen im Verkehr zum Ausdruck kommt, desto eher ist er in der Lage, das für ihn geweckte Interesse zu erhöhen und festzuhalten.

Der heutige Stand aller Kunstbetätigung ist ein derartiger, daß kein gründlicher, ernstdenkender und beflissener Kunstjünger darin sein Ausreichen findet, wenn er sich einzig und allein der Vervollkommnung in seinem Spezialfach hingibt. Dies gilt von der Musik fast noch mehr als von der bildenden Kunst. Das weit ausgreifende Schaffen eines

Mendelssohn, Schumann, Liszt und Wagner hat die Musik auf neue Geistesgebiete gelenkt und so die Musiker von Rang gleichsam genötigt, nunmehr ihren geistigen Horizont auf das Möglichste zu erweitern. Diese Erscheinung hat sich auch in der Blindenbildung geltend gemacht. Die Erfahrung eines halben Jahrhunderts hat es bestätigt, daß eine noch so treffliche Spezialausbildung in Musik nicht genügte, um dem Blinden ein sozial höheres Niveau zu sichern. Leute, welche als Instrumentalisten außerordentliches leisteten, erregten wohl vorübergehend Sensation; aber außer der Sprache der Töne hatten sie nichts, was das Interesse anderer Menschen dauernd an sie fesselte. Sie boten den Eindruck von herrlichen Spielmaschinen, die, wenn sie zu musizieren aufgehört, für uns wieder ein stummes Objekt werden. Sie versanken alsbald in den Zustand einer Weltfremdheit und Teilnahmslosigkeit, aus dem sie nur durch neues Tönen befreit werden konnten. Welcher Mensch von Bildung hatte da Lust, sich eingehend mit solch' einseitigen Musikern abzugeben! Und wenn doch jemand eine Unterhaltung mit ihnen eröffnete, so war schnell die schöne Illusion dahin, welche ihr Spiel kurz vorher in ihm hervorgerufen hatte. Die blinden Virtuosen nahmen im besten Fall die Stellung ein, wie sie vor dem Jahre 1800 die meisten Durchschnittsmusiker eingenommen hatten; ihre Kunst interessierte und erfreute, sie selbst aber blieben dem Hörer gleichgültig.

Diesen Übelstand begann man bald zu begreifen. In den Erziehungsanstalten, wo man sich nicht nur mit der Ausbildung der Blinden beschäftigt, sondern auch an dem Gedanken festhält, diese für eine möglichst gesicherte Lebensstellung vorzubereiten, in solchen Anstalten erkannte man, daß nicht nur die rein musikalischen Fähigkeiten gründlich gebildet werden müssen, sondern daß die Anleitung zu geistiger Regsamkeit auch nach dem Allgemeinen hin gegeben werden muß. Der blinde Musiker muß ein Interesse für alles das haben, was um ihn her vorgeht; die wichtigsten Erscheinungen auf den anderen Kunstgebieten und in der Wissenschaft sollen ihm nicht fremd bleiben; sein Urteil über alle diese Dinge muß ein möglichst selbständiges werden. Nur dann macht er bei denjenigen, die anfangen sich für ihn zu erwärmen, bald den Eindruck eines vollwertigen Menschen; und das, was für uns Blinde das größte Hemmnis bedeutet, die Anschauung nämlich, daß wir so himmelweit von den übrigen Menschen verschieden seien, wird dadurch am wirksamsten bekämpft.

Ich will hier unter vielen nur einen einzigen sprechenden Beweis herausgreifen. Der musikalisch so außerordentlich hochstehende k. k. Hoforganist Josef Labor wäre sicherlich nicht durch seine Musiktalente allein dahingelangt, von König Georg zum Hannoveranischen Kammerpianisten ernannt und auf Jahre hin an dessen Hof festgehalten zu werden. Es war auch nicht die Charakterbildung allein, welche diesem Künstler so viele wertvolle Sympathien gewinnen und erhalten half, sondern es war seine ganze Persönlichkeit. Sein reger Geist war und ist noch heute darauf gerichtet, trotz seiner 74 Jahre, dem möglichst umfassenden Interesse zu entsprechen, und auch dann obenauf zu bleiben, wenn nicht gerade von Musik die Rede ist.

Heute sind die Hilfsmittel der Blindenbildung im Vergleich zu der Zeit vor 50 Jahren ungeahnt bereichert und vervollkommnet. Es ist daher den zielbewußten Leitern von Blindenanstalten möglich, alle diejenigen ihrer Schüler, welche für die Vorbereitung zum Musikberuf geeignet befunden sind, auch in Hinsicht der allgemeinen Bildung den erforderlichen Weg zu führen. Den ernst strebenden Blinden wird die Wahrheit bald einleuchten, daß es nicht nur in der musikalischen Entwickelung kein Ende gibt, daß vielmehr auf rein geistigem Gebiet und in Bezug auf die neuen Errungenschaften nach jeder Richtung das Interesse wach zu erhalten ist.

So wirkt die Musik nun auf die Gesamtentwickelung der Blinden in der ersprießlichsten Weise, und heute kann man schon auf eine ansehnliche Schar von Blinden hinweisen, die nicht nur als Musiklehrer, Organisten, konzertierende Künstler, Komponisten

und Chordirigenten erfolgreich wirken, sondern auch als Menschen imstande sind, die volle Wertschätzung in jeder Hinsicht zu erringen.

Ich komme hier zum letzten Teil meiner Darstellung. Wenn der Einzelne von uns der Musik vieles oder vielleicht seine ganze Lebensstellung verdankt, so schuldet ihr das gesamte Blindenwesen auch nicht wenig. Man muß die Entwickelung der Blindenbildung von dem Entstehen der Blindenanstalten datieren. In Paris wurde 1784, in Wien 1804 und in Berlin 1806 das erste Blindeninstitut gegründet. Was uns vor dieser Zeit von Leistungen einzelner Blinder berichtet wird, sind geniale Ausnahmen, welche auf die Allgemeinheit keinen weiteren Einfluß übten. Die musikalischen Verdienste eines Paumann, Landino, einer M. Th. von Paradies und einer Kirchgäßner, sind in der Musikgeschichte aufgezeichnet; aber sie haben nichts an dem Urteil geändert, das man über den Blinden hatte. Im großen und ganzen wußte man, er könne gewiß etwas klimpern lernen, was ausreichte, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf den Bettler zu lenken. Das war alles und man glaubte, es könne garnicht anders sein.

Die Gründer der ersten Blindenanstalten waren nun Männer, denen die edle Absicht vorschwebte, für ihre Schutzbefohlenen neue Wege zu finden; Wege, die sie vor der Bettelmusik bewahren sollten, Wege, die den Blinden seinen Mitmenschen als nützlichen Handwerker zugesellen sollten. Diese Richtung war für den Anfang der Bestrebungen im Blindenwesen die zweckdienlichste. Gegen die Musik sprach ja manches: Man mußte befürchten, daß die Gefahren des Musikantenwesens den Blinden verfolgen würden, und daß häufig seine Umgebung ihn in dieser Richtung eher noch schlechter beraten werde, anstatt ihn zu warnen. Es lag soviel moralisches Gift darin verborgen, daß der Blinde, in welchem die Leute nur den bedauernswerten „armen Teufel“ erblickten, in öffentlichen Lokalen und an öffentlichen Plätzen aufspielte. Sie glaubten ihm einen Genuß bereitet zu haben, wenn sie ihm „noch ein Glas“ reichen ließen. In den Unterhaltungslokalen bekam er manches zu hören, was für moralisch weniger feste Naturen verderbend wirkt. Das Musizieren in den qualmerfüllten Räumen bis tief in die Nacht hinein untergrub leicht seine Gesundheit. Anderseits demoralisierte ihn der durch eine solche Beschäftigung vorübergehend reichlich fließende Verdienst. Er glaubte, daß es garnicht nötig sei, ernsthaft zu studieren, sondern daß es für seine fragwürdige Tätigkeit genüge, nach Zigeunerart alles blos so von ungefähr nach dem Gehör zu spielen. Wenn die Erziehungsanstalten solchen Gefahren nicht hätten vorbeugen können, wozu wäre dann ihre Gründung überhaupt notwendig oder auch nur wünschenswert gewesen? Die hohen Ziele der Blindenbildung sind zum großen Teil auch darum so schwer zu erreichen, weil es nötig ist, stets belehrend und aufklärend auf das große Publikum zu wirken, damit dieses dem Blinden nicht durch schlecht angebrachtes Mitleid und durch gedankenlose Bewunderung mehr schade als nütze. Diese Aufklärung vollziehen die in den Anstalten herangebildeten, erwachsenen Blinden, diese Aufklärung verbreiten durch hohe, sittliche Anschauung und Lebensführung alle, die ihren Beruf ehrenvoll ausüben und dazu gehören nicht in letzter Reihe die Musiker. Die Anstaltsleiter mußten ihre Aufmerksamkeit doch bald wieder dieser Berufssphäre zuwenden.

Es hatte sich nämlich ergeben, daß bei der Dürftigkeit der Hilfsmittel jener Zeit die berufliche Tätigkeit des Blinden und namentlich die Zahl der Berufe sehr beschränkt blieb. Hierzu kommt noch der Umstand, daß, wie es ja auch bei den Vollsinnigen der Fall ist, nicht jeder Schüler die manuelle Geschicklichkeit besitzt, um ein Handwerk gut zu erlernen. Wenn man nun noch auf eine schul- und kunstgerechte musikalische Ausbildung der Blinden verzichten wollte, so gab man sehr viel preis. Man wandte sich also wieder der Musik zu, indem man die begabtesten Kinder auswählte, welche dann von gediegenen Musiklehrern sorgfältig ausgebildet wurden. Die ungeheuren Erfolge der blinden Maria Theresia von Paradies hatten kurze Zeit vorher sehr wirksam vorgearbeitet, nicht minder das bewun-

dernde Aufsehen, welches die blinde Marianne Kirchgäßner als unübertroffene Virtuosin auf der Glasharmonika erregte. Kein geringerer als Mozart war es, der für die letztgenannte Künstlerin eigenst ein Quintett mit Glasharmonika komponierte. (Die Glasharmonika ist ein sanftklingendes Instrument, welches im 18. Jahrhundert sehr beliebt war.) Durch die hervorragendsten Leistungen im Konzertsaal war das Publikum doch davon zu überzeugen, daß es der Blinde zu anerkennenswerter Geschicklichkeit und Reife bringen könne. Zur Förderung dieser Art von Bestrebungen öffneten auch angesehene Lehranstalten, wie z. B. das Wiener und das Prager Konservatorium gern ihre Pforten, und führten einzelne besonders Veranlagte der Künstlerlaufbahn zu. Diese Künstler stellten einerseits mit dem Publikum, anderseits mit ihren Schicksalsgenossen einen gewissen Kontakt her; allerdings kam dieser nur sehr langsam zu stande, er bedarf ja heute noch genugsam der Erstarkung. Aber das Wichtigste, der schwere Anfang, ist denn doch schon überwunden.

Als man gesehen hatte, daß mancher unserer Schicksalsgenossen sich besser behauptete, weil er mit größter Energie auch am Ausbau seiner allgemeinen Bildung gearbeitet hatte, da brachte man gern große Opfer, um die Hilfsmittel zu vermehren, die allen Blinden den Weg zum Wissen erleichtern.

Die Erfindung der Punktschrift und des Notensystems bildet für uns eine neue Epoche. Nach und nach folgte ein wertvoller Lehrbehelf dem andern und dem strebenden Blinden wird auf diese Weise die Theorie und Praxis mancher Berufszweige zugänglich gemacht. Nunmehr ist der blinde Musiklehrer in der Lage, einem sehenden Schüler ganz ohne Hilfe eines Dritten das gewöhnliche Notensystem beizubringen. Er hat nämlich die Figuren dieser Schrift in tastbarer Weise dargestellt, so daß er mit dem Finger diese oder jene Form befühlen und auch dem Schüler deren Bedeutung erklären kann. Seine eigene Notenschrift ist so fein ausgearbeitet, daß in seinen Büchern die verschiedenen Details der landläufigen Schulausgaben genau nachgedruckt werden können. Daher kann er die Art des Fingersatzes, des Vortrages usw., wie ihn die Ausgabe Peters oder Steingräber oder eine andere empfiehlt, verfolgen und auch die Schüler beraten und beaufsichtigen. Er hat die Möglichkeit, den Schüler auch Stücke spielen zu lassen, die er selbst nicht gekannt hat, falls nur dieselben in seiner Punktschrift gedruckt sind. Diese Schrift entlastet sein Gedächtnis außerordentlich und macht ihn vielfach von fremder Hilfe unabhängig. Er erspart unnützes Wiederholen von Stücken, die er nur vorübergehend braucht, und gewinnt Zeit, denn es steht in seinem Belieben, eine ihm entfallene Stelle aus einem Musikstück sich nach Bedarf durch Nachlesen wieder zu befestigen. Auch dem studierenden Musiktheoretiker ist die leicht handliche Schrift ein Segen. Abgesehen davon, daß heute schon eine Reihe wertvoller wissenschaftlicher Bücher in Blindendruck erschienen sind, kommen hier auch die Handschriften und Notizen in Betracht, die ja ein unentbehrlicher Behelf für das Studium sind. Als Teilnehmer an den Vorlesungen an der Universität kann der Blinde mit Erfolg seine Anmerkungen während des Vortrages machen. Ebenso kann hinwiederum der blinde Professor während seines Vortrages z. B. statistische Aufstellungen, wenn nötig, von einer Tabelle in Punktschrift so unauffällig ablesen, daß es seine sehenden Zuhörer nicht im Geringsten in ihrer Aufmerksamkeit vom Gegenstand selbst ablenkt. Das Skizzieren und das Ausarbeiten einer Komposition ist uns schriftlich ebenso möglich wie die Fertigstellung einer wissenschaftlichen Abhandlung. Manche von maßgebenden Autoritäten anerkannte wissenschaftliche Werke auf dem Gebiete der Musik haben unsere engeren Kollegen zu Verfassern. So hat Dr. Hohenemser unter anderem kürzlich eine umfangreiche Biographie Cherubinis veröffentlicht. Auch als Rezensenten sind manche Blinde tätig und zwar an vielgelesenen Fach- und Tagesblättern In Wien z. B. hat Herr A. Kreczmary das Musikreferat vom Fremdenblatt.

Allerdings ist durch die Erleichterung im Bildungsgang der Weg nicht nur dem wahren Talent geebnet. Hier wie überall macht sich neben der Tüchtigkeit auch die Flachheit bemerkbar. Diese selbstverständliche Erscheinung tut der Allgemeinheit der Blinden nicht wesentlichen Schaden. Viel nachteiliger dagegen ist folgendes: Mancher ehrliche, aber mäßig begabte Blinde läßt sich durch die Lockungen einer gewissenlosen Spekulation zum Werkzeug machen, charakterlose Agenten verleiten ihn dazu, sich mit dem Nimbus eines Künstlers von Ruf zu umgeben und täuschen so das Publikum. Hinter dem Rücken des „Virtuosen" betreiben solche fragwürdigen Agenten eine erbärmliche Reklame, welche nur darauf ausgeht, das Mitleid und nicht das Interesse für den Blinden zu erregen. Alle den Blinden wirklich Wohlmeinenden verdammen dieses Treiben, welches unsere Sache auf das Schwerste schädigt; denn es vernichtet vielerseits das Vertrauen, welches nur langsam und mit vieler Mühe errungen worden war. Dem armen Spieler selbst bringt es aber nur kärglichen Ertrag, weil die gewissenlosen Unternehmer die Spekulation nur zum Besten ihres eigenen Säckels inszenieren.

Schon seit einer Reihe von Jahren bemühen sich die ernstdenkenden Blinden, diesem Krebsschaden abzuhelfen. Die staatlichen Gesetze bieten hierzu keine rechte Handhabe und so kann auch hier nur eine stetige Aufklärung des Publikums nützen. Die wirklich Tüchtigen unter uns weisen entrüstet eine Reklame zurück, welche uns in erster Linie als Blinde und erst dann als Musiker ankündigt! Wir sind stolz darauf, wenn eine verständnisvolle Kritik bei Besprechung unserer Leistungen nur das rein Künstlerische im Sinne hat; nicht uns selbst als Blinde, sondern das Kunstwerk wollen wir in den Vordergrund der Diskussion gestellt wissen! Mit dem allgemein gültigen Maß wollen wir gemessen werden, als vortragende Künstler, als Komponisten, als Organisten und als Lehrer.

Daß wir uns im Laufe der Dezenien zu der Höhe dieses männlichen Selbstgefühles erheben konnten, danken wir ebenfalls zum großen Teil der Musik. Wir wissen heute, daß es auf allen Gebieten unseres Arbeitsfeldes darauf ankommt, Gleichwertiges herauszubringen wie unsere sehenden Berufskollegen; daß wir aber das, was uns trotz aller Hilfsmittel versagt bleibt, auf einer andern Seite durch peinliche Genauigkeit, durch Aufmerksamkeit und Gediegenheit zu ersetzen haben.

Ganz nach diesem Grundsatz ist es gehandelt, wenn z. B. vor mehr als dreißig Jahren, als der erste Zögling unserer Blindenanstalt sich zur Lehramtsprüfung für Musik vorbereitete, die Direktion keinerlei Versuch machte, um die Prüfungskommission zu Ausnahmebestimmungen zu bewegen. Das einzige, was sich aus rein physischen Gründen von selbst ausschloß, war das „a vista-Spielen". Im übrigen unterziehen sich die blinden Kandidaten in Wien den Aufgaben genau so wie ihre sehenden „Leidensgenossen". Die Schwierigkeiten für sie liegen mehr in der Bewältigung der Nebenfächer (Musikgeschichte, Pädagogik usw. schriftlich).

In welch' vielseitiger Hinsicht die Musik die Wohltäterin des Blinden bedeutet, habe ich hier einigermaßen dargetan: ihren hohen Wert für den Dilettanten, ihren materiellen Wert, den sozialen und ethischen Segen, den sie dem Berufsmusiker gewährt und wie sie indirekt einen so hohen Einfluß auf die Entwickelung des Blindenwesens und auf die Stellung des Blinden in der Gesellschaft ausübt. Aber noch bleibt mir etwas zu erwähnen, das wir in diesen schicksalsschweren Tagen der Tonkunst nicht genug danken können: ich meine nicht allein die beruhigende Wirkung, welche sie auf uns und unsere Umgebung ausübt, ich denke vielmehr an die Möglichkeit, welche uns durch sie geboten wird, unsere bescheidenen Kräfte in den Dienst der guten Sache zu stellen. Mancher von uns ist in der glücklichen Lage, durch musikalische Veranstaltungen den öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen der Kriegsfürsorge ein Scherflein zuzuführen. Auch den Tapferen, welchen der Krieg schwere Wunden geschlagen, können wir in den Krankenhäusern durch musikalische Darbietungen schönen Stunden bereiten, in denen sie ihre Schmerzen vergessen.

Endlich können wir denjenigen, welche der Krieg zu unseren Schicksalsgenossen gemacht hat, durch Unterweisung in der Tonkunst ein Mittel bieten, welches ihnen wenigstens Zerstreuung und Heiterkeit bringt.

In dieser Abhandlung habe ich es mir zur Pflicht gemacht, alle Angaben und alle Folgerungen, wie sie sich aus denselben ergeben, in strengster Sachlichkeit darzustellen. Jede Übertreibung oder kühne Behauptung ist von vornherein ausgeschaltet, denn damit wäre für unsere heilige Sache nichts dauernd erreicht. Die zahlreichen Blinden auch nur annähernd zu nennen, welche gegenwärtig im Musikberuf eine achtungfordernde Stellung erreicht haben, bin ich in diesem Rahmen außer Stande. Sicher wird es aber von Interesse sein, wenn ich eine Reihe von Künstlern anführe, welche es vermöge ihrer genialen Begabung und einer außergewöhnlichen Energie verstanden haben, sich aus dem Nichts ihre Behelfe zu erfinden, um ihre Veranlagung zur Entfaltung zu bringen. Francesco Landino, in Florenz 1325 blind geboren, war als Komponist und Virtuose gleich geehrt, wurde zum Beispiel vom Dogen nach Venedig berufen, um sich neben dem Dichter Petrarca an einem glänzenden Hoffest zu betätigen. Er starb 1390.

Konrad Paumann, geboren um 1410 in Nürnberg, ebenfalls von Kindheit an ganz blind, starb 1473 in seiner Vaterstadt. Er war hoch angesehen als Organist und Lautenspieler; einige seiner Orgelkompositionen sind wichtige musikalische Dokumente.

Aus dem 16. Jahrhundert sind zu nennen: der Belgier Johann Fernand, Philosoph und Musiker; ferner der als Musiktheoretiker und Organist geschätzte Curti aus Neapel und schließlich der Spanier Francesco de Salinas, Gelehrter und Professor der Musik zu Salamanca. Im 17. Jahrhundert wirkte zu Liegnitz der Organist Krumbhorn, in Amsterdam, nicht minder bedeutend, J. Grave und zu Venedig der Komponist Martino Pesenti. Aus dem achtzehnten Jahrhundert hören wir von C. G. Jakobi, Organist zu Magdeburg, besaß hohe wissenschaftliche Bildung. Fr. von Erlach, 1708—1772, zu Berlin. Er war ein trefflicher Improvisator auf dem Klavier und auf der Flöte. A. Potthof, 1726 zu Amsterdam, war Künstler auf dem Glockenspiel und auch Organist. Adam Ströhl war Waldhornvirtuose und starb als Kammermusiker zu Gera. John Stanley, geboren 1712 zu London, war daselbst Organist und später sogar königlicher Hofkapellmeister. Die Leistungen des Geigers Löbel aus dieser Zeit werden sehr gerühmt. Fridzeri, geboren 1741 zu Verona, gestorben 1819 zu Antwerpen, schrieb Opern. Vibault starb als angesehener Organist in Paris. Dulon war Flötenvirtuose und wurde russischer kaiserlicher Kammermusiker, lebte von 1769—1826. Helmbrecht, von 1765—1825, beherrschte viele Instrumente. Die beiden Harfenvirtuosen Johann Tugend aus Preßburg und G. Viehweger aus Merungen; ferner die Organisten Ziegenhorn und Otte. Einen hervorragenden Platz nehmen in dieser Künstlerversammlung die schon früher erwähnten beiden weiblichen Virtuosen ein, Maria Theresia von Paradies und Marianne Kirchgäßner. Erstere, 1759 geboren, war als Tochter eines höheren Beamten Patenkind der Kaiserin Maria Theresia, erregte als Orgelspielerin und Sängerin ungeheures Aufsehen und machte Kunstreisen, die sie an den französischen und englischen Hof führten. Auch kompositorisch war sie tätig. Daneben eignete sie sich eine, namentlich für das zarte Geschlecht jener Zeit ungewöhnliche Bildung an. Sie starb 1825. Nicht minder erfolgreich war das künstlerische Wirken der Kirchgäßner, welche von 1770—1808 lebte. Auch sie riß alles zur Bewunderung hin und bezauberte durch ihre Persönlichkeit.

Aus der stattlichen Reihe des 19. Jahrhunderts will ich nur den Böhmen Josef Proksch hervorheben, der unter anderem auch eine sehr verbreitete Klavierschule verfaßt hat, ferner den Berliner Domorganisten Carl Franz, welcher vor einigen Jahren hoch angesehen gestorben ist.

Wie kann ein Blinder ein vollwertiges Glied der Gesellschaft und der Staatswirtschaft sein und werden?

Von Prediger Paul Reiner, Berlin.

Jeder Mensch ist dazu bestimmt, ein vollwertiges Glied der Gesellschaft und des Staates zu sein, d. h., er hat die Aufgabe, vermöge der sittlichen Werte, die ihm innewohnen und im Leben zur Geltung kommen, und vermöge der geistigen und materiellen Werte, die er schafft, an der Erhaltung der Gesellschaft und des Staates mitzuwirken. Die ganze moderne Entwickelung hat es mit sich gebracht, daß wir den einzelnen Menschen und alles was ihn betrifft, wesentlich nach diesem Gesichtspunkt beurteilen. Auch der Blinde ist ein Glied der Gesellschaft und des Staates; aber was ist er ihnen? Welche Bedeutung hat er für sie, eine fördernde oder eine hemmende? Zehrt er nur Werte auf, ohne daß diese irgendwie wieder der Gesamtheit zu Gute kommen oder ist er imstande, auch selbst Werte zu schaffen, kann auch er wohl gar ein vollwertiges Glied der Gesellschaft und des Staates werden? Man wende nicht ein, darüber, daß der Blinde dies sein kann, bestehe wohl kein Zweifel mehr; es frage sich nur, welche Wege einzuschlagen seien, um dieses Ziel mit ihm zu erreichen. Es wäre sehr schön, wenn dem so wäre; aber Gemeingut aller Kreise ist diese Auffassung noch lange nicht. Wie soll man es sich sonst erklären, daß es Leute gibt, Angehörige von Blinden und andere, die es fast für eine Grausamkeit halten, daß der Blinde auch lernen und für seinen Unterhalt arbeiten soll? Wie soll man es verstehen, daß es im Deutschen Reiche noch Bundesstaaten gibt, die noch nicht einmal die Schulpflicht der Blinden eingeführt haben? Warum stoßen vielfach die Bestrebungen, bei Vergebung von Lieferungen, Organistenstellen usw. für die Blinden wenigstens die Zulassung zum ehrlichen Wettbewerb mit Sehenden zu erreichen, auf so harten Widerstand? Warum ist man häufig so schwer dazu zu bewegen, es auch nur einmal in einem Betrieb mit einem Blinden zu versuchen, wenn's die Erschließung neuer Berufe gilt, wo man doch sonst mit Versuchen, und manchmal recht kostspieligen Versuchen aller Art nicht kargt? Nein, die Dinge liegen leider ganz anders; man zweifelt ja wohl nicht mehr daran, daß der Blinde allerlei Nützliches erlernen und in dem Erlernten auch eine wirkliche Tüchtigkeit erreichen kann; aber man wagt es doch nicht, die praktischen Konsequenzen zu ziehen; man beschränkt sich auf eine, von dem Blinden selbst oft nur zu bitter empfundene Bewunderung seiner „staunenswerten Leistungen". Zu tief ist die Meinung eingewurzelt, als stehe der Blinde zu Gesellschaft und Staatswirtschaft doch nur mehr in einem passiven Verhältnis, d. h., sei doch nur mehr ein empfangendes Glied derselben, doch nur mehr Gegenstand einer rein charitativen Fürsorge. Und doch soll und kann auch der Blinde ein vollwertiges Glied der Gesellschaft und Staatswirtschaft sein und werden, vorausgesetzt, daß die Blindheit nicht in Ursachen begründet oder von Störungen begleitet ist, die ihn in seinen übrigen Fähigkeiten, vom Gebrauch des Auges abgesehen, behindern. Blindheit an sich vermindert weder die geistigen und seelischen Fähigkeiten, deren der Mensch zur Heranbildung einer sittlichen Persönlichkeit bedarf, noch engt sie den Menschen in seinen geistigen und körperlichen Betätigungsmöglichkeiten derart

ein, daß er behindert oder gar außer Stande wäre, die materiellen und sonstigen Werte zu schaffen, die er zu seiner eigenen Erhaltung braucht und in den Dienst der Allgemeinheit stellen kann.

Welche Wege sind nun einzuschlagen, um den Blinden zu einem vollwertigen Glied der Gesellschaft und Staatswirtschaft zu machen?

Daß die Blindheit dem Wahrnehmungsvermögen und der Betätigungsmöglichkeit Grenzen zieht, deuteten wir schon eben an. Daher muß das Hauptbestreben darauf gerichtet sein, diese Grenzen zu erweitern, für das Verlorene einen Ausgleich zu schaffen. Es wird also darauf ankommen, zunächst alle übrigen in Frage kommenden Sinne, sowie geistigen und körperlichen Fähigkeiten durch eifrige Übung zu schärfen. Alle vorhandenen geistigen und technischen Hilfsmittel müssen sorgfältig benutzt, und, wo sie nicht ausreichen, muß auf die Schaffung weiterer gesonnen werden. Dies Bestreben, den Verlust der Augen nach Möglichkeit auszugleichen, muß alle Unternehmungen der Blindenfürsorge bestimmen. Bei der Frage, welche Wege bei den Einzelnen einzuschlagen sind, wird man natürlich Unterschiede machen müssen zwischen denen, die im jugendlichen Alter erblindeten, den Frühblinden, und denen, die das Los der Erblindung im vollen Leben traf, den Späterblindeten; bei letzteren handelt es sich in der Hauptsache mehr nur um die Schaffung der zweckdienlichen Berufsverhältnisse. Bei ersteren bedarf es einer Erziehung, die von Grund an auf die besonderen Verhältnisse eingestellt ist. Wir beschäftigen uns im nachstehenden mit den Frühblinden, indem das, was die Späterblindeten betrifft, in Verbindung mit der Kriegsblindenfürsorge in der breitesten Öffentlichkeit schon mannigfach erörtert worden ist und wohl noch erörtert werden wird.

Soll ein in der Frühe der Jugend erblindetes oder gar blind geborenes Menschenkind zu einem vollwertigen Glied der Gesellschaft und Staatswirtschaft herangebildet werden, so muß man auch mit den Bemühungen, den Verlust des Augenlichtes anderweit auszugleichen, so früh als nur irgend möglich beginnen. Soll das geschehen, dann muß der Gedanke, daß auch das blinde Kind für's volle Leben erzogen werden kann und soll, in alle Volksschichten dringen; denn auch die Erziehung des blinden Kindes beginnt im Elternhause. Allein gerade hier sieht es oft traurig aus. Wie selten sind die Eltern, die sich bemühen, ihr blindes Kind von früh auf zur möglichsten Selbständigkeit zu erziehen! Bald ist eine menschlich ja begreifliche, aber in Wahrheit verderbliche Neigung zur Verzärtelung, bald, namentlich da, wo der Kampf ums Dasein alle Kräfte aufbraucht, Mangel an Zeit und Einsicht die Ursache dieser Vernachlässigung. In höheren Gesellschaftsschichten leidet die Erziehung des blinden Kindes für das praktische Leben nicht selten darunter, daß man sich seiner so etwas wie schämt, es am liebsten vor den Menschen verbergen möchte und ihm eine Erziehung gibt, die ihm ja vielleicht eine gewisse standesgemäße Geistesbildung vermittelt, bei der es aber, herangewachsen, in gewissem Sinn verkümmert, weil es des Lebens höchsten Wert, ein Schaffender zu sein, ein Leben für andere zu leben, nicht kennt. Das sind alles himmelschreiende Versündigungen an dem blinden Menschen nicht nur, sondern auch an der Gesellschaft und am Staate.

Wie nur der Sehende seinen Mann im Leben stehen kann, der von frühester Jugend an zu möglichster Selbständigkeit erzogen wird, so kann es auch der Blinde nur unter dieser Voraussetzung. Gewiß, die Erlangung dieser Selbständigkeit verlangt nicht nur von dem Blinden selbst, sondern auch von seiner Umgebung viel Energie; denn tausend Dinge, die sich der Sehende durch Absehen von selbst aneignet, müssen dem Blinden gezeigt werden. Allein ist das Ziel nicht der Mühe wert? Wie manche Eltern klagen: „Was soll aus unserem blinden Kinde werden, wenn wir nicht mehr sind?“ und atmen dann erleichtert auf, wenn sie es im Schutze von irgend welchen Asyl- oder Stiftsmauern geborgen wissen. Allein werden alle Mühen der Erziehung nicht aufgewogen, wenn man sich sagen kann:

„Ich kann sterben; auch dies Kind wird im Sturm nicht untergehen; ich habe auch in diesem Kinde der Welt einen vollwertigen Menschen geben dürfen!“ Darum, Ihr, denen Gott ein blindes Kind anvertraut, legt in dieses Kind, ob Ihr hochgestellt seid oder nicht, ob's ein Knabe oder ein Mädchen ist, mit der Mühe und Sorgfalt eines Säemanns die Keime zu möglichster Selbständigkeit und zu einem Leben für andere, zu einem werteschaffenden Menschen.

Besondere Aufmerksamkeit wende man von früh auf der Charakterbildung des Blinden zu und pflege die Energie, die zäh ihr Ziel verfolgt. Je schwieriger sein Daseinskampf, desto mehr bedarf er ihrer, um nicht zu unterliegen und der Gesellschaft und dem Staate verloren zu gehen. Nun empfängt der Sehende eine Fülle von Anregungen durch das gesehene Beispiel, das sein Streben und seine Energie von selbst erhöht. Von diesen Anregungen fehlt dem Blinden viel, besonders dem, den sein Beruf wie der des selbständigen Handwerkers, in seine vier Pfähle bannt. Er muß also vielmehr Schaffenskraft aus dem Boden seines eigenen Innern ziehen. Wie soll er das können, wenn nicht von Jugend auf darauf hingewirkt wird?

Noch eins: Weil dem Blinden die Eindrücke und Ablenkungen fehlen, die das Auge vermittelt, neigt er mehr zur inneren Konzentration. Das birgt Vorzüge, aber auch Gefahren; beides erheischt größte Aufmerksamkeit.

Und endlich: Man redet viel von „der Welt des Blinden“, und mit gewissem Recht. Allein nur der Blinde wird seinen Platz im Leben ausfüllen, der nicht in dieser seiner Welt aufgeht, sondern auch die Welt der Sehenden und das in ihr pulsende Leben versteht. Daher muß ihm nicht nur die Welt der Natur, Kunst und Technik durch einen möglichst ausgebauten Anschauungsunterricht erschlossen werden, er muß von Jugend an und besonders in der Zeit des Reifens reichlich Umgang mit Sehenden haben; denn nur so lernt er die Welt der Sehenden verstehen und sich ihr und damit dem Leben anpassen. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, und ein Charakter in dem Strom der Welt.

Zu Preußens Werden und Größe hat nicht wenig der Umstand beigetragen, daß man, den Wert einer gründlichen Volksbildung erkennend, früh hohen Wert auf die Ausgestaltung des Schulwesens, die Volksschule, legte. Des Blinden Schulbildung sollte die denkbar beste sein. Sie sollte ihm eine bessere Allgemeinbildung auch dann erschließen, wenn sein künftiger Beruf ihn in die einfacheren Verhältnisse der werktätigen Bevölkerung führt. Dieser Wunsch wurzelt nicht in einer Überschätzung kopfmäßiger Bildung, nicht in gewissen bezüglichen Schlagworten, sondern in den tatsächlichen Bedürfnissen. Der Blinde soll später mit seinem sehenden Berufsgenossen in Wettbewerb treten. Diesem sind durch das Auge berufliche Anregungen leichter zugänglich, wodurch er über den Blinden eine gewisse Überlegenheit erlangt. Diese muß irgendwie wett gemacht werden. Daran hat eine gute Geistesbildung schon dadurch einen wesentlichen Anteil, daß ihre Zueignung das Denk- und Fassungsvermögen unstreitig schärft. Dazu kommt noch etwas: Es ist möglich, ja, zu hoffen, daß die Blinden, auch die Frühblinden, künftig den Weg in Industriebetriebe finden. Dabei wird es sich ja vorwiegend um Beschäftigungen handeln, die man vermöge ihrer mechanischen Art und einer gewissen Einförmigkeit gern als geisttötend bezeichnet. Gerade für diesen Fall hat für den Blinden eine gute Allgemeinbildung einen doppelten Wert; zunächst bietet sie, weiter gepflegt, ihm in seinen Freistunden einen wohltuenden Ausgleich gegen das Mechanische seiner Arbeit, dem gegenüber er am wenigsten unempfindlich ist, und dann erhält es ihn in seinem Denken gesund. Erfahrungsgemäß finden alle zersetzenden Anschauungen, aller Radikalismus, die eifrigsten Anhänger gerade in diesen rein mechanisch arbeitenden Kreisen; da hat eine von Jugend an in gesunden Bahnen erhaltene, auf das Abwägen und nüchterne Prüfen aller Erscheinungen auf geistigem Gebiet gerichtete Allgemeinbildung für den Blinden den hohen

Wert eines ausgleichenden Gegengewichtes gegenüber diesen Einflüssen, und erhält sein Denken und Leben fruchtbar für sich und seine Umwelt.

Hier müssen wir die Frage streifen, wo der Blinde am besten diese Allgemeinbildung erhält. Gewiß kann er, sobald er zum Gebrauch der Blindenschrift und der sonstigen Hilfsmittel fähig ist, am Unterricht der Sehenden teilnehmen; aber der breitere Raum, den bei seiner Ausbildung der Anschauungsunterricht einnehmen muß, und manches andere nötigt doch dazu, der besonderen Blindenschule im allgemeinen den Vorzug zu geben. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß sie mit den besten Mitteln und und Lehrkräften ausgestattet ist, welche die oben gegebenen Richtlinien erfordern.

Für Staat und Gesellschaft hat das einzelne Glied erst dann vollen Wert, wenn eine geordnete berufliche Tätigkeit es ihm ermöglicht, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen ohne Inanspruchnahme öffentlicher Unterstützungen und dergleichen, ja, mehr noch, wenn es imstande ist, an den öffentlichen Lasten mitzutragen, am öffentlichen Leben tätigen Anteil zu nehmen, durch Gründung und Erhaltung einer Familie am Aufbau des Volkes mitzuwirken. Das also sind dann auch die Voraussetzungen für einen Blinden, der ein vollwertiges Glied der Gesellschaft und Staatswirtschaft sein will. Die Berufsverhältnisse des Blinden müssen derart geordnet werden, daß sie ihm eine Existenz bieten, vermöge deren er nicht auf Anstalten oder Asyle angewiesen ist, nicht gezwungen ist, Unterstützungen annehmen zu müssen, die ihn in seinem gesellschaftlichen Ansehen und seinen bürgerlichen Rechten verkürzen, ja, die es ihm ermöglichen, seinen staatsbürgerlichen Pflichten und Rechten gerecht zu werden und eine Familie zu unterhalten.

Nun sind die beruflichen Anlagen bei Blinden ebenso verschieden wie bei Sehenden. Neben solchen mit angeborenem technischen Geschick und Geschäftssinn gibt es solche mit reicher geistiger Begabung oder wirklichem Musiktalent; aber auch solche, die wirklich befriedigendes nur in leichten mechanischen Arbeiten leisten können. Theoretisch ist diese Verschiedenheit der Veranlagung wohl auch immer anerkannt worden; aber in der Praxis hat man sie nicht genug berücksichtigt, mindestens die dadurch gezeigten Ziele nicht mit der nötigen Ausdauer und dem wünschenswerten Nachdruck verfolgt. Man wende gegen diese letztere Behauptung nicht ein, es habe doch immer vereinzelte Angehörige der verschiedensten Berufe gegeben; dies „vereinzelt“ sagt sehr wenig. Zunächst wäre es ganz falsch, den Schluß daraus zu ziehen, daß die Zahl derer, die für einen anderen als einen der üblichen Blindenberufe geeignet gewesen, wirklich nicht größer wäre, und dann beweist es garnicht, daß man den Anlagen der Einzelnen genügend Rechnung getragen; ja, es kann nicht verschwiegen werden, daß die überwiegende Mehrzahl derer, die in anderen als landläufigen Blindenberufen stehen, ihre rein berufliche Vorbereitung nicht durch die Blindeninstitute empfingen. Man sage auch nicht, man habe bei dem Bestreben, den Blinden weitere Berufe zu erschließen, bei Behörden und Privaten nicht das genügende Entgegenkommen gefunden. So gern wir zugeben, daß es hier viele Hindernisse und Widerstände zu überwinden gibt, so glauben wir doch Grund genug zu der Annahme zu haben, daß es hier sehr an Entschiedenheit und Ausdauer gefehlt hat. Das ist jedenfalls Tatsache: Die Zahl der Blindenberufe blieb in der Regel beschränkt auf wenige, nämlich Korb-, Matten- und Stuhlflechterei, Bürstenmacherei, Seilerei, Klavierstimmen und Musik.

Wie steht's nun in diesen Berufen mit dem Verdienst? Bei den Stimmern liegen in normalen Zeiten, mit denen wir hier überhaupt nur rechnen, die Verhältnisse relativ noch am günstigsten, und sie werden sich noch günstiger gestalten, je weiter man es auch im Ausbessern bringt. Schwieriger liegen die Dinge schon bei den Musikern. Die konzertierenden Künstler, die diesen Namen mit Recht führen können, leiden unendlich unter dem Schaden, den minderwertige Kräfte und schwindelhafte Konzertagenten, überhaupt

die sogenannten „Blindenkonzerte" der Sache zugefügt haben. Die Musiklehrer tragen schwer an dem Vorurteil gegenüber ihrer Fähigkeit im Unterrichten. Besonderen Hindernissen begegnen die Organisten; für sie schalten die Stellen vorweg aus, die mit dem Lehramt am Ort verbunden sind, und wo das nicht der Fall ist, da läßt man sie entweder nicht einmal zum Wettbewerb mit Sehenden zu oder gibt ihnen öfter eine Stellung nur unter der Bedingung, daß sie sich mit einer geringeren Bezahlung begnügen. (Daß hier unter der Not des Krieges an einigen Orten manches besser geworden, wollen wir gern feststellen und nur hoffen, daß es dabei bleibt.) Über die Lage der Handwerker liegen uns Zahlenangaben aus einigen unserer bestgeleitesten Blindenanstalten vor, die, wenn die örtlichen Verhältnisse auch verschieden sein mögen, im Ganzen wohl das Richtige treffen. Nach dieser Zusammenstellung ergeben sich folgende wöchentliche Durchschnittsverdienste: Ein Korbmacher 12 *M.* Ein Stuhlflechter 6 *M.* Ein Bürstenmacher 12 *M.* Ein Seiler 12 *M.*

Über diesen Durchschnittsverdienst werden Handwerker mit durchschnittlicher Leistungsfähigkeit bei mindestens zehnstündiger Arbeitszeit kaum viel hinauskommen; aber mit Durchschnittsverhältnissen müssen wir doch rechnen. Mit solchem Verdienst läßt sich allein kaum, mit Familie überhaupt nicht leben; mit solchem Verdienst wird der Blinde kein vollwertiges Glied der Gesellschaft und Staatswirtschaft, bleibt er angewiesen auf Unterstützungen in mehr oder weniger verdeckter Form.

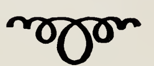
Hier Wandel zu schaffen ist ein Gebot der Menschlichkeit gegen den Blinden selbst, der entweder unter dem Unwürdigen dieser Lage innerlich leidet oder, sich damit abfindend, zum Unterstützungsjäger wird. **Hier Wandel zu schaffen, ist eine Pflicht der Gesellschaft und des Staates gegen sich selbst,** doppelt gebieterisch in einer Zeit, die so viele kostbare Menschenwerte in den Staub sinken sah, und es so bitter nötig hat, dafür zu sorgen, daß die, die ihr noch geblieben, möglichst restlos zum Wohle des Ganzen zusammengehalten werden.

Wie schaffen wir hier aber Wandel? Vor allem muß das Ziel, den Blinden dem Beruf zuzuführen, der seinen tatsächlichen Anlagen entspricht, beharrlicher und energischer verfolgt werden; Behörden und Private müssen für die Ermittelung geeigneter Berufe interessiert, in Industriebetrieben Meister und Beamte für die Auffindung von Arbeitsmöglichkeiten oder besonderen Einrichtungen für Blinde durch Prämien ausgezeichnet werden. Vor allem sollte man auch den geistigen Berufen mehr Aufmerksamkeit zuwenden. Das moderne kirchliche Leben, die Volkswirtschaft, das parteipolitische Gebiet usw. eröffnet mannigfache Arbeitsmöglichkeiten auch für den Blinden. Daß man auch vor den mechanischen Arbeiten in Fabrikbetrieben nicht halt machen, sie auch den in den Anstalten erzogenen Frühblinden zugänglich machen sollte, sagten wir schon. Man sagt freilich, das Handwerk sei diesen mechanischen Beschäftigungen schon darum vorzuziehen, weil es durch das Selbstschaffen der fertigen Waren mehr innere Befriedigung biete, durch das selbst für den Absatz sorgen müssen mehr das Streben anrege. Das ist theoretisch sehr schön; aber man übersieht, daß die Schwierigkeiten beim Absatz der Waren meistens die innere Spannkraft eher lähmen als anregen, sodaß tatsächlich die Meisten aus einer dauernden Abhängigkeit von ihrer zuständigen Anstalt nicht herauskommen, übersieht, daß es einem sehr wenig nützt, wenn er die Körbe anderer zwar von unten an werden sieht, während ihm sein eigener Brotkorb recht hoch hängen bleibt. **Beruflicher Idealismus ist sehr schön; aber er nützt uns nichts, wenn unser Beruf uns nicht unser tägliches Brot bringt.**

Freilich müssen bei den Bestrebungen, die Berufsmöglichkeiten der Blinden zu erweitern, die Blindenerzieher ehrlich mittun, auch dann, wenn sie dabei alte, lieb gewordene Prinzipien durchbrechen müssen.

Wichtig ist ferner, daß jede Berufsausbildung der Blinden so gründlich ist, daß für die Beurteilung der Leistungen nicht die Blindheit, sondern deren tatsächlicher Wert in Betracht kommen kann. Diese dann aber auch einzig dementsprechend bezahlt werden. Letzteres entspricht nicht nur dem gesunden Rechtsempfinden, es ist auch ein Gebot der Menschlichkeit. Es muß wieder und wieder betont werden: Der Blinde empfängt seine Ausbildung nicht zu dem Zweck, angestaunt und bewundert, und dann doch mit Gaben der Barmherzigkeit abgespeist zu werden; dazu haftet ihr zuviel Mühe und Arbeit an; er will durch sie werden, was auch jeder andere werden will: Ein vollwertiges Glied der Gesellschaft und Staatswirtschaft. Wir verkennen es garnicht, daß die Beschäftigung eines Blinden zunächst ein gewisses Wohlwollen voraussetzt; dafür kann sich der Sehende zu schwer in den Gedanken hineinleben, wie weit der gewiß große Verlust des Augenlichtes doch auch ausgeglichen werden kann; aber dem Blinden dieses Maß von Wohlwollen entgegen zu bringen, ist andererseits doch eine soziale Ehrenpflicht, deren sich Staat und Gesellschaft mit reinem Gewissen nicht entziehen können. Und macht man einmal mit einem Blinden, den man einstellte, schlechte Erfahrungen, so verallgemeinere man nicht und sage nicht gleich: „Ich habe den Versuch gemacht, aber es geht mit Blinden doch nicht.“ Macht man denn nicht auch manchmal mit Sehenden schlechte Erfahrungen? Und fiele es einem ein, darum zu sagen: „Sie taugen alle nichts!“ Nein, auch Fehlschläge sollen uns nicht entmutigen.

So haben wir etwa den Weg zu zeigen versucht, wie auch der Blinde ein vollwertiges Glied der Gesellschaft und Staatswirtschaft sein und werden kann. Natürlich wird es Blinde geben, bei denen dies Ziel nicht erreicht wird, die auf Anstalt und Asyl angewiesen bleiben; aber es gibt auch Sehende, die nie zu vollwertigen Gliedern der Gesellschaft und des Staates werden, und auch in einem Asyl mindestens besser aufgehoben wären. Wo auf Erziehung und Ausbildung die nötige Sorgfalt verwandt wird, wo sich gesunde Erwerbsverhältnisse schaffen lassen, da wird man auch das gesteckte Ziel in der Regel erreichen, und dankbar sei jeder wahre Blindenfreund begrüßt, der hier hilfreiche Hand bietet.



Berufsmöglichkeiten für Blinde.

Von Dr. W. Schwerdtfeger, Leipzig.

Es sind noch nicht vier Jahrzehnte verstrichen seit der Zeit, in der Verfasser dieses Artikels, infolge seiner Konfirmation, eine kleine Blindenanstalt verlassen mußte, in der die Zöglinge nur bis zu diesem Zeitabschnitt Aufnahme fanden, nachdem sie dort ganz elementaren Unterricht genossen hatten und mit Rohrstuhlflechten und Flechten von Strohseilen für Strohmatten beschäftigt worden waren. Der Leiter der Anstalt ging von dem Standpunkt aus, daß der Blinde keine höhere Schulbildung nötig habe und sich nur das anzueignen brauche, was er zu seinem späteren Leben, nämlich zu dem eines ganz bescheidenen Handwerkers, bedürfe. Er bestimmte daher jeden seiner Schützlinge beim Verlassen ihrer ersten Bildungsstätte, sie mit einer größeren Blindenanstalt zu vertauschen, in der ein volles Handwerk gelehrt werde.

Für den Blinden ist das Geeignetste, ein Handwerk zu betreiben, um sich damit seinen Lebensunterhalt zu erwerben, oder, wenn er bemittelt sei, sich dadurch beschäftigen zu können — das war die allgemeine Ansicht der Blindenpädagogen bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Von einem geistigen Beruf des Blinden wollte man in diesen Kreisen nichts wissen. Nur den wirklich musikalisch begabten Zöglingen machte man bisweilen die Konzession, sich intensiver mit der Musik zu befassen, ohne sie jedoch ganz von dem Erlernen eines Handwerks zu befreien. Dies führte aber doch dazu, daß sich hie und da Einzelne hindurchrangen und nach dem Verlassen der Anstalt sich eine gründliche Ausbildung auf einem Konservatorium oder auch durch Privatunterricht in der Musik zu verschaffen, bis es ihnen gelang, eine Anstellung als Organist zu erhalten oder als freier Künstler eine höhere Lebensstellung einzunehmen.

Die einzige Berufsmöglichkeit, die sich dem Blinden jener Zeit im allgemeinen bot, war das Handwerk, zu dem er in den Anstalten vorgebildet wurde. Zunächst lehrte man dort nur Korbmacherei und Seilerei und später auch die Bürstenmacherei. Als einen bedeutenden Fortschritt ist es anzusehen, daß im Laufe der achtziger Jahre auch noch das Klavierstimmen aufgenommen und mit gutem Erfolg betrieben wurde. Das waren die üblichen Blindenberufe in Deutschland bis zur Wende des Jahrhunderts. Wenn sich diese Handwerke anfangs als solche erwiesen, in denen sich ein Korbmacher, Seiler oder Bürstenmacher, der nicht sehen konnte, bei bescheidenen Ansprüchen und bei voller Beschäftigung seinen Lebensunterhalt wohl zu verdienen vermochte, so änderte es sich nach Entstehen fabrikmäßiger Unternehmungen genannter Branchen, die dem Blinden eine nicht zu überwindende Konkurrenz entgegenstellten, wozu noch die Konkurrenz der Strafanstalten kam, in denen diese Handwerke von ihren Häftlingen betrieben wurden. Den Klavierstimmern ging es besser. Ihr Beruf bewährte sich als lohnend und verhalf vielen, Anstellung in Pianofortefabriken zu finden oder sich als Privatstimmer durch einen großen Kundenkreis ein noch höheres Einkommen zu sichern.

Wenn man auch in den Anstalten von den genannten Gewerben nicht Abstand nahm, so sah man sich außerhalb der Anstalten, in Kreisen der erwachsenen Blinden, doch immer mehr und mehr nach anderen Berufsmöglichkeiten um und versuchte die Massage einzuführen, wozu wohl der internationale Blindenkongreß in Paris 1900 einen Anstoß gab,

da dort darauf hingewiesen wurde, daß das Gewerbe in Japan fast ausschließlich von Blinden ausgeübt werde. Der Versuch in Deutschland ist nicht ohne Erfolg geblieben, denn so mancher blinde Masseur findet jetzt sein Auskommen und ist beruflich als solcher voll beschäftigt.

In den letzten Jahren wird auch in einzelnen Abhandlungen in Blindenzeitschriften („Mitteilungen des Vereins der deutschredenden Blinden" und „Blindenwelt", Organ des Reichsdeutschen Blindenverbandes e. V.) immer wieder darauf aufmerksam gemacht, daß den Blinden noch andere Berufe offenstehen, wenn sie sich nur in ihnen versuchen wollten. So empfiehlt z. B. Reuß-Straßburg den Gartenbau, der recht wohl auch ohne Augenlicht bis zu einem gewissen Grade betrieben werden kann, und gibt gleichzeitig beachtenswerte Winke, wie ein Blinder durch gewisse Behelfe den Mangel seines Sehvermögens entweder gänzlich, oder ihn doch als weniger störendes Hindernis bei der Tätigkeit der Gartenarbeit zu überwinden imstande sei. Wenn auch Reuß bemerkt: „Mir liegt nichts ferner, als die Gärtnerei zu einem neuen Blindenberuf anzupreisen, das wäre unausführbar", so ist es doch nicht so kurzer Hand abzuweisen, daß sich ein Blinder in der kleinen Stadt oder auf dem Lande beruflich mit der Gärtnerei zu befassen versuche. Natürlich ist von vornherein die Kunstgärtnerei ausgeschlossen und man beschränke sich nur auf das Kultivieren von Gemüse und Obst. Hierin wird er mehr zu leisten vermögen, als es zunächst bei vielen den Glauben erwecken wird, wenn er nur die erforderliche Übung in den verschiedensten Handgriffen dieses Berufes durch unermüdliche, fortgesetzte Versuche — auch sollten sie zunächst mißglücken — erlangt, und wenn ihm vor allem von sehender Seite eine gute und verständnisvolle Anleitung beim Erlernen zuteil wird. Ganz ohne sehende Hilfe wird er freilich nie alles bewältigen, was ihn aber nicht abschrecken sollte, sich dieser Betätigung zuzuwenden, da es eine Reihe von Verrichtungen hierbei gibt, die er leicht auch ohne Augenlicht ausübt. Nicht als Gärtner soll er sich verdingen, was natürlich unausführbar wäre, sondern auf eigenem, ihm wohlvertrauten Boden, arbeiten, wobei ihm seine sehende Frau, ihm nahestehende und bereitwillige Verwandte oder zuverlässige sehende Hilfe bezahlter Kräfte zur Seite stehen müssen, die das zu leisten hätten, wozu unbedingt das Auge unentbehrlich ist.

Dasselbe gilt von der Landwirtschaft. Hierauf wird gerade jetzt vielfach hingewiesen im Hinblick auf die vielen Kriegsblinden, die vom Lande stammen und vor dem Kriege im landwirtschaftlichen Berufe standen, in den man sie nach dem Verlust ihrer Augen mit Recht wieder einführen und beschäftigen will. Leutnant a. D. Gäbler-Knibbe schreibt, ausgehend von der Voraussetzung, daß der Blinde sich nicht als Knecht auf einem Gute verdingen kann, sei er doch „auf seinem Grund und Boden Herr und kann sich seine Tätigkeit nach Belieben einrichten und gerade das für ihn Passende suchen." Betreffs der Tätigkeiten im Haus und Hof handele es sich hauptsächlich um folgende: „Holzsägen und Spalten der Scheite in Späne, Reinigung der Ställe und des Hofes, Zubereitung und Verabreichung des Futters für das Vieh, Sauberhalten der Tiere; Melken, Drehen der Milch durch den Separator zur Gewinnung von Sahne, Butter und Magermilch, Buttern in besonderen Maschinen oder mit der Hand im Faß, Zubereitung von Käse u. a. m." — Hierbei sei eingefügt, daß wohl die meisten der eben genannten Verrichtungen auch die weiblichen Blinden ausführen können, denen so wenig offensteht. Da sie sich gleichfalls nicht als Mägde verdingen können, so kommen die Arbeiten für sie nur in Betracht, falls sie das Glück haben, auf einem Gute geboren zu sein oder schon länger dort leben, so daß sie mit den Örtlichkeiten vertraut sind. In einem solchen Falle wird man sich vorstellen können, daß ein blindes Mädchen die Stelle einer Magd bei den Ihrigen fast voll ausfüllt und so eine nutzbringende Tätigkeit findet. Auch Handlangerdienste aller Art in Stadt und Land, wie: Schichten von Steinen, Kohle oder Holz, das Auf- und Abladen dieser und anderer Dinge, Wassertragen und dergleichen wären gleichfalls hier heranzu-

ziehen als Tätigkeiten, die der Blinde in bekannter Umgebung, auch beruflich, gegen Lohn auszuführen vermag. Dabei hat er Gelegenheit, sich körperlich auszuarbeiten und sich dadurch von der schädlichen sitzenden Lebensart fernzuhalten, zu der er doch mehr oder minder verurteilt zu sein scheint. „Bei der Betätigung im Felde," fährt Gäbler-Knibbe fort, „käme das Säen in Betracht. Wer schon als Sehender dies getan hat, kann bei geschickter Führung unbedingt auch nach dem Verlust des Augenlichtes die fast mechanische Bewegung ausführen. Vielseitiger ist die Betätigungsmöglichkeit für ihn in der Zeit der Ernte. Das Zusammentragen der Garben, deren Verladen auf Wagen, Drehen der Handmaschine, Binden der Kornsäcke, Heuwenden, Kartoffelhacken, Zusammentragen der Säcke, eventuell das Sortieren der Kartoffeln zu Futterzwecken. Handelt es sich um Zuckerrüben, so kann sich der Blinde durch Ausreißen der gelockerten Rüben und Säubern von anhaftendem Schmutz beschäftigen. Mittelst der einfachen Futterschneidemaschine kann er auch das Kraut entfernen." Ja, es soll vorkommen, daß ein Blinder selbst mit der Sense Futter zu schneiden vermag.

Sehen wir uns noch weiter nach Berufsmöglichkeiten um, so gibt es noch eine ganze Reihe, zu deren Ergreifen man bis ganz vor kurzem den Blinden nicht nur nicht zu ermutigen glauben durfte, sondern entschieden davor zu warnen, die Pflicht zu haben meinte. Einzelne, im Leben stehende, praktisch veranlagte und strebsame Blinde haben den Beweis erbracht, daß ihnen auch andere als die anfangs angegebenen Berufe zugänglich sind und versuchten sich: in der Schuhmacherei, im Zigarrenwickeln, in Gipsarbeiten, in der Buchbinderei, im Drahtflechten, Messerschleifen, in der Uhrmacherei, der Kunsttischlerei und selbst in der Kunst des Modellierens und in der Bedienung der Strickmaschine (weiblicher Beruf). Die Erzeugnisse aller dieser Gewerbe waren in ihrer Vollendung oder im Entstehen unter den Händen blinder Arbeiter auf den Ausstellungen von Blindenarbeiten in Hamburg, Stuttgart nud München 1915/16 zu sehen, und zeigten dem Publikum, was auch ohne Augenlicht zu leisten ist. Beim Aufsuchen und Erschließen neuer Berufe würden schließlich noch als lohnend heranzuziehen sein die Schriftchen vom Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Silex: „Neue Wege in der Kriegsblindenfürsorge" und von Dr. Cohn: „Die Zukunft unserer Kriegsblinden". Wenn auch beide Autoren im besonderen die Kriegsblinden im Auge haben, indem sie von dem Standpunkt ausgehen, daß die augenbeschädigten Soldaten möglichst wieder dem Berufe zugeführt werden sollen, denen sie sich vor dem Verlust der Augen gewidmet hatten, so ist dies mindestens auch auf die Blinden des Zivilstandes anwendbar, die durch Krankheit oder Unfall gleichfalls aus einem Beruf gerissen wurden. Aber auch die schon in der Jugend Erblindeten sollte man, sofern sie in der Kindheit nicht vernachlässigt sind und ihnen eine manuelle Geschicklichkeit anerzogen worden ist, zu der Überzeugung bringen, daß sie sich ebenso gut zu den Berufen eignen, die von den Verfassern der vorgenannten Schriften für die Kriegsblinden empfohlen werden. Da werden für die Blinden ausführbare und lohnbringende Berufe genannt: Sattlerei, Schneiderei, Schuhmacherei, wobei zu beachten ist, daß ein Nichtsehender natürlich nicht zu jeder zu diesen Berufen gehörenden Arbeit herangezogen werden soll. Es handelt sich immer um Teilarbeiten, die dem blinden Arbeiter reserviert werden müssen, wodurch er in größeren Betrieben volle Beschäftigung finden wird. Dasselbe gilt von der da empfohlenen und sogar schon mit gutem Erfolg begonnenen Einstellung Blinder in Munitionsfabriken und Feuerwerkbetrieben, in denen sie die Arbeit zu übernehmen haben, die Patronen in die Patronenrahmen und in die Taschen der Patronenstreifen und Gürtel einzufügen. Ja, sie betätigen sich bereits schon, und zwar mit sehr günstigem Ergebnis, in der Präzisionsarbeit der Metallindustrie. Hier kommt ihnen das feine Gefühl zustatten, das ihnen dabei das Auge vollständig ersetzt.

Soviel sei von dem Handwerk gesagt, in dem sich der Blinde zu betätigen vermag, um teilweise oder ganz seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Es soll aber durchaus nicht

als erschöpfendes Material gelten, sondern es soll nur andeutungsweise zeigen, daß sich dem Blinden auch noch andere Möglichkeiten bieten, sich beruflich zu beschäftigen, als das Betreiben der herkömmlichen sogenannten Blindenberufe.

Wie steht es nun mit der Frage, ob der Blinde nur ein Handwerk betreiben muß, oder ob es für ihn nicht auch möglich wäre, einen sogenannten besseren, geistigen Beruf zu erwählen?“ Während in jener Zeit, von der wir in unserer Betrachtung ausgehen, das Handwerk in den Blindenanstalten florierte, fing man erst an, die geistige Ausbildung durch Reorganisation des Schulunterrichtes näher ins Auge zu fassen. Kein Wunder, daß man erst so spät damit begann, denn es bestanden zu wenig Hilfsmittel, die dem blinden Schüler beim Unterricht mit höheren Zielen in die Hand gegeben werden konnten. Seine Schrift, aus den Majuskeln der lateinischen Druckschrift bestehend, die er mit Hilfe eines Apparates mit einem Griffel zu schreiben erlernte, war nur für Sehende lesbar und nützte ihm selbst nichts, um eigene Aufzeichnungen zu machen, da sie nicht erhaben war. Der Klein'sche Stacheltypenapparat, an sich eine gute Erfindung, worauf man die erwähnte Lateinschrift erhaben darstellte, erwies sich für nicht ausreichend, da durch die Umständlichkeit des Schreibens (besser gesagt des Druckens) viel Zeit verwandt werden mußte und das Lesen auch nicht bequem war. Der Bestand des Lesestoffes war ganz unzureichend; nur einige Lesebücher, einige Gesangbuchliedersammlungen und die vollständige Bibel. Da wurde endlich auf dem Blindenlehrerkongreß, Ende der siebziger Jahre, beschlossen, neben der bis dahin gebräuchlichen Schrift obligatorisch die Braille-Punktschrift in Deutschland einzuführen, die schon seit einigen Jahrzehnten in Frankreich erfunden und dort mit vorzüglichen Resultaten in Anwendung gebracht worden war. Von da ab besaß auch der deutsche Blinde eine Schrift, die er nach bequemer eigener Niederschrfit ebenso wieder lesen konnte. Seit jener Zeit ist ein entschiedener Umschwung in der geistigen Blindenausbildung festzustellen, der naturgemäß sich langsam vollzog, aber im Rückblick als augenfällig zu konstatieren ist. Leider ging die Drucklegung von Punktdruckbüchern infolge der hohen Kosten bei geringem Absatz nicht im gewünschten und erwarteten Tempo vor sich, obgleich bald ein „Verein zur Förderung der Blindenbildung“ gegründet wurde mit dem Zweck, durch Geldbeiträge einzelner Personen, Körperschaften oder Behörden solche Bücher weit unter dem Herstellungspreis zu vertreiben. Daher mußte sich schon mancher eine Bibliothek für seine Zwecke schaffen, die er sich eigenhändig nach Diktat im Laufe der Jahre schrieb und zu seinen Studien verwandte.

Auch die amerikanische Schreibmaschine für die Schrift für Sehende, nach der auch die verschiedensten deutschen Fabrikate entstanden, und die übrigen Erfindungen als Hilfsmittel im Unterricht der Geographie und Mathematik verhalfen ihm leichter, eine höhere Bildung zu erlangen, sich, wie ein sehender Schüler, zur Ablegung der Reifeprüfung an höheren Schulen vorzubereiten und, daran anschließend, die Universität zu beziehen. Zwar sind auch Fälle zu verzeichnen, daß sich Blinde schon v o r der geschilderten Zeit eine hohe geistige Bildung auch o h n e die genannten Hilfsmittel anzueignen verstanden. Sie sind nur als Ausnahmen anzusehen, da zur Erreichung dieses Zieles unter diesen Umständen eine hohe Begabung, ein außergewöhnlich gutes Gedächtnis und ein eiserner Fleiß mit gleicher Energie gehörte, was sich selten in e i n e r Person finden läßt. Nachdem es nun seit der Wende des Jahrhunderts Leihbibliotheken für Blinde gibt in Hamburg, Leipzig und Wien (es sei nur auf die größten hingewiesen), die das Bestreben haben, neben der Unterhaltungsliteratur durch handschriftliche Übertragungen auch die wissenschaftliche Literatur dem Blinden in seiner Schrift zugänglich zu machen, so sind diesem jetzt die Wege geebnet und liegen frei vor ihm, die ihn in die geistigen Berufe einführen können, während sie ihm früher verschlossen zu sein schienen. Nicht unerwähnt darf auch hier bleiben das Bestehen einer allgemein eingeführten einheitlichen Kurzschrift, die als Notbehelf einer mangelnden Stenographie anzusehen ist. Ausgerüstet mit der Braille'schen Voll- und der

deutschen Kurzschrift und der Handhabung der Schreibmaschine, kann er jetzt, mit Hinzuziehung der erhaben geprägten Landkarten und der Hilfsmittel für die Mathematik, wie ein Sehender, mit gleichem Ziele jede höhere Unterrichtsanstalt besuchen und sich dann dem Studium auf der Universität hingeben. Er vermag das Examen in jeder Fakultät zu bestehen, wobei einschränkend zu bemerken sei, daß er als Student von den praktischen Übungen, beispielsweise als Mediziner in den Kliniken, oder als Chemiker in den Laboratorien, dispensiert werden muß. Auf Theorie ohne Praxis muß sich die Tätigkeit beschränken desjenigen, der sich ohne Augenlicht diesen beiden Berufen zuwenden sollte, er müßte denn stets eine sehende Hilfe um sich haben. Anders steht es schon beim Juristen. Wenn er auch vorläufig noch nicht im Staatsdienst Anstellung erhält, so ist es ihm doch leicht möglich, sich als Rechtskonsulent zu etablieren, Repetitorien für Examenskandidaten abzuhalten (sehr lukrativ), oder auch schriftstellerisch in seinem Fach zu wirken. Auch als Theologe ist er imstande, seine Examina abzulegen und dürfte ebenso gut, wie der sehende Pfarrer, das Seelensorgeramt verwalten und auf der Kanzel predigen, nur daß er von der Darreichung der Sakramente dispensiert werden müßte.

In der philosophischen Fakultät, besonders bei der Philologie, steht es noch günstiger. Wenn auch dem blinden Sprachlehrer im allgemeinen noch keine staatliche Anstellung winkt (in kleineren Staatsverbänden sollen allerdings schon Ausnahmen gemacht worden sein), so existieren schon viele Nichtsehende als angesehene und gesuchte Lehrer, die privatim ihren Unterricht erteilen. Ferner kann sich ein Sprachkundiger in der Übersetzungskunst betätigen und auch hierdurch einen Beruf finden. Auch die akademische Laufbahn ist ihm nicht verschlossen, wie Beispiele beweisen, denn es gibt schon Mathematiker und Volkswirtschaftler, die sich trotz völliger Blindheit habilitiert haben. Warum sollten es auch nicht andere in den verschiedenen Fächern der Philosophie, in der Theologie, Jurisprudenz, oder auch auf dem Gebiete der inneren Medizin versuchen.

Dies leitet zum Beruf des Redners über, der auch ohne Augenlicht ausgefüllt werden kann. Blinde Berufsredner gibt es schon einige, die andere ermutigen können, sich auch diesem Berufszweig zuzuwenden, wozu freilich eine ausgesprochene Rednergabe und ein umfassendes Wissen erforderlich ist. Fehlt ersteres, so ist die schriftstellerische Tätigkeit zu empfehlen. Nichts hindert hierin den studierten und geistig wohl ausstaffierten Blinden, wenn er eine sehende Kraft zur Verfügung hat, die ihm das nicht zu umgehende Nachschlagen anderer Werke, auf die er als Quellen mehr oder weniger zurückgreifen muß, abnimmt und gewissenhaft besorgt. Diese Abhängigkeit kommt für ihn noch weniger in Betracht, wenn er sich als belletristischer Schriftsteller oder auch als Dichter berufen fühlt. Berufen muß er aber auch wirklich dazu sein, denn weder exakte Kenntnisse allein, noch Fleiß würden ihm nützen. Feines ästhetisches Empfinden und reiche Phantasie muß er besitzen. Auch damit kann der Blinde begabt sein und diese Gabe zu verwerten verstehen, wofür als Beweis noch lebende Dichter und Schriftsteller aus der Blindenwelt angeführt werden könnten, ohne auf die Literaturgeschichte vergangener Zeit zurückzugreifen, die uns von manchem blinden Dichter berichtet. Mangelt Phantasie, so wäre bei vorhandenem ästhetischen Empfinden noch die Kunst der Rezitation zur beruflichen Verwertung anzuführen. Das Gedächtnis ist meist gut ausgebildet und kann durch Übung verschärft werden. Gute Rezitatoren werden stets gern gehört, und der Verlust des Auges hindert nicht, den Beruf auszuüben. Von der Schauspielerkunst möge man vollständig absehen, wenngleich es bisweilen erblindete Schauspieler gibt und gegeben hat, die nach ihrer Augenerkrankung die Ausübung ihrer Kunst auf der Bühne fortsetzten (es gab einen solchen selbst in der berühmten Wandergruppe des Herzogs von Meiningen). Aus naheliegenden Gründen ist entschieden davon abzuraten.

Wieder zurückgreifend auf die schriftstellerische Tätigkeit, kann der Blinde zunächst als Berichterstatter von Versammlungen, Kongressen und dergleichen fungieren, worauf auch

Dr. Cohn in seiner zitierten Schrift hinweist. Er vermag, wie der Sehende, seine Aufzeichnungen zu machen und kann danach mit Hilfe seines Gedächtnisses auf der Schreibmaschine seine Ausarbeitung herstellen. Daraus ergibt sich für ihn auch die Möglichkeit, sich einen Beruf als Mitarbeiter bei der Presse zu schaffen; und er ist gleichfalls imstande, selbständiger Redakteur zu sein. Auch hierfür gibt es schon Beispiele. Wie er die Stelle eines Redakteurs versehen kann, ist es ihm auch möglich, Verleger zu sein. Beim Verlegen von Punktschriftbüchern oder Zeitschriften in diesem Druck dürfte er sich wohl am wenigsten abhängig fühlen. Wenn er erst den zu verlegenden Text in die erhabene Schrift übertragen hat, kann er ihn selbständig auf Metall prägen, was dem Setzen bei der Buchdruckerei entspricht, und dann vervielfältigen. Derartige Verlagsunternehmen von Blinden bestehen schon verschiedene, von denen sogar die von F. W. Vogel in Hamburg eine Druckerei für Schwarzdruck gleichzeitig betreibt.

Ein weites Feld der Bearbeitung im beruflichen Sinne bietet, aber auch nur bei wirklicher Begabung, das Studium der Musik. Je nach Neigung kann der Blinde wohl jedes Instrument zu spielen erlernen und es dann verwerten als: Lehrer, Organist, als freier Künstler, oder auch als Mitglied einer Kapelle und dergleichen. Auch den Beruf eines Musikhistorikers oder Konzertkritikers kann er versehen. Die Gesangskunst kann er als Chorist oder Solist für den Konzertsaal und die Kirche pflegen. Als Chorist würde er sich auch im Theater oder am Grabe und überhaupt bei jeder Leichenfeier gut zu betätigen vermögen. Der Musikberuf hat noch den Vorteil für sich, daß er beiden Geschlechtern zugänglich ist, was übrigens von den geistigen Berufen im allgemeinen gleichfalls behauptet werden dürfte.

Wendet man sich von den rein geistigen Berufen zu denjenigen, die etwa zwischen diesen und dem anfangs behandelten Handwerk stehen, so fällt bei der Umschau der Blick zunächst auf den Kaufmannsstand. Wenn es auch nur in wenigen Fällen angänglich ist, daß der blinde Kaufmann in dem Verkaufsladen eine Kundschaft zur Zufriedenheit bedient, so ist es ihm aber durchaus möglich, seine Bücher in verlangter Ordnung zu führen, die Lagerräume zu verwalten, neue Aufträge zur Ergänzung des Bestandes zu geben und jedwede Korrespondenz zu übernehmen. Als am geeignetsten ist er als Grossist zu denken, da er als solcher am wenigsten mit dem Publikum in Berührung kommt und hauptsächlich schriftlich mit diesem zu verkehren hat. Als Agent kann er gleichfalls seinen Mann stellen, wobei es ihm zustatten kommt, nur eine gewisse Anzahl und Art der Artikel vertreten zu brauchen und nicht alle möglichen und unmöglichen Dinge führen muß, die ein Käufer in einem offenen Laden vorzufinden erwartet. Deshalb soll es für ihn nicht ausgeschlossen sein, ein offenes Geschäft zu unterhalten und ihm vorzustehen, wenn er hinreichende und zuverlässige Hilfe an der Hand hat, die ihn bei dem Verkauf unterstützt. Als Hauptbetätigung bleibt für ihn auch in diesem Falle die Buchführung und jegliche geschäftliche Korrespondenz. Da er dies durch die Schreibmaschine gut bewältigen kann, so ist ihm auch der Beruf eines Korrespondenten ermöglicht, der noch lohnender sein wird, besitzt er auch Sprachkenntnisse, die bei größeren Firmen benötigt werden.

Wie er sich beruflich als Korrespondent betätigen kann, so vermag er auch die Stelle eines Maschinenschreibers bei Rechtsanwälten oder in anderen Büros voll auszufüllen, wobei die Sprechmaschine (Diktaphon) zu verwenden ist, die das Stenographieren erspart. Eine vollwertige Stenographie für Blinde ist noch nicht vorhanden. Nachdem schon solche Maschinenschreiber Anstellung gefunden haben, besteht auch die Möglichkeit für sie, sich selbständig zu machen und ein Büro für Schreibereien einzurichten, in denen allerlei Schriftstücke angefertigt und vervielfältigt werden. Besitzt solcher Büroinhaber Intelligenz genug, so übernimmt er Aufträge zur selbständigen Ausarbeitung von Schriftstücken, wie: Gesuche, Steuerreklamationen und Deklarationen, Eingaben an Behörden oder Artikel für Zeitungen zu Reklamezwecken u. a. m.

Der Hinweis, der hier und da gemacht wird, daß ein Blinder auch den Beruf des Telephonisten ergreifen kann, ist, wenn man an die Reichspost denkt, ganz zu übersehen. Dazu ist nach den dortigen Einrichtungen unbedingt das Auge erforderlich. Nach Erfahrung aus der Praxis ist es ihm aber ganz leicht, eine Telephonzentrale zu bedienen, wenn sie für ihn besonders eingerichtet wird. Die Hamburger Ausstellung von Blindenarbeiten hat gezeigt, wie eine derartige Einrichtung herzustellen sei. Sie bewährte sich dort glänzend, denn ein Blinder bediente sicher und leicht die Zentralstelle in dem großen Ausstellungsgebäude während der ganzen Zeit der Ausstellung. Auch von anderen größeren Betrieben ist es bekannt, in denen Blinde die telephonischen Verbindungen vermitteln. Stadtverwaltungen, Gerichtsbarkeiten, Krankenhäuser, Irren- und Strafanstalten, oder Industrieunternehmungen mit ihren oft so vielen Nebenanschlüssen sollten sich daran ein Beispiel nehmen und dem Blinden eine Anstellung als Telephonist gewähren. Es würde ihm dadurch ein neuer Beruf eröffnet, den er auch selbständig versieht und ohne Störung im Betriebe ausführt.

Faßt man nun aus dem Vorstehenden alles kurz zusammen, so geht daraus hervor, daß sich für den Blinden nicht so wenige Berufsmöglichkeiten bieten, als es zunächst bei oberflächlicher Betrachtung, namentlich bei der eines Nichtkenners des Blindenwesens, den Anschein haben dürfte. Andererseits muß aber auch davor gewarnt werden, in das Extrem zu verfallen, zu glauben, daß der Blinde sich in allem versuchen könne. Das würde bittere Enttäuschung erwecken. Der Zweck vorstehenden Artikels ist nicht, diesen Glauben wach zu rufen, sondern nur zu zeigen, daß ein Nichtsehender nicht nur Korbmacher, Seiler oder Bürstenmacher werden muß. Der Artikel verfolgt weiter den Zweck, neues Streben unter den Blinden zu erwecken und bei den Sehenden das Vorurteil gegenüber ihren lichtlosen Mitmenschen in Bezug auf deren Fähigkeiten zu zerstreuen. Verfasser tritt gleichzeitig der Ansicht entgegen, die er ausgedrückt fand in der „München-Augsburger Abendzeitung" anläßlich der Ausstellung von Blindenarbeiten in München mit den Worten: „Es wird wenige Handwerke geben, die nicht auch von Blinden ausgeübt werden können." Dieser Satz ist leider nur cum grano salis aufzufassen. Wenn der Blinde sich auch, wie gezeigt wurde, in vielen Handwerken erfolgreich betätigen kann, so erstreckt sich doch seine Tätigkeit meist nur auf Teilarbeiten, wie, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in der Schneiderei auf das Annähen von Knöpfen, Henkeln und ähnlichen Arbeiten. Nicht in allem ist das Auge durch Gefühl und erhöhte Geschicklichkeit zu ersetzen! Was von dem Handwerk, gilt auch von der Massage (hier muß in gewissen Fällen das Auge das Röten der zu behandelnden Körperteile oder andere, nur ihm bemerkbare Erscheinungen beobachten und berücksichtigen), von der Landwirtschaft oder vom kaufmännischen Beruf. Auch hierbei handelt es sich stets mehr oder weniger um Teilarbeiten, oder der Blinde kann die bestimmten Berufe nur mit einer sehenden Hilfe ausführen, was in der Ausführung im Vorstehenden stets bemerkt wurde. In den geistigen Berufen ist diese Hilfe weniger erforderlich, kann aber auch nicht immer entbehrt werden.

Nachdem gezeigt ist, welche Berufe sich für den Blinden ermöglichen lassen, muß auch gesagt werden, daß er sich nicht etwa nur nach Gefallen einen der Berufe erwählen brauche, um geborgen zu sein. Er muß vielmehr als ein Sehender prüfen, ob er die gerade dazu nötigen Vorbedingungen erfüllen kann und im Besitz ist von: Geschicklichkeit, Intelligenz, Energie, Gedächtnis, musikalischem Gehör und Empfinden, Phantasie oder auch — Geldmitteln. Letzteres ist besonders von Nöten bei der Wahl eines höheren Berufes, um die Vorbildung dazu zu erlangen. Ist gute Vorbildung die beste Gewähr für ein gesichertes Fortkommen schon für den Sehenden Grundbedingung, so gilt dies in viel höherem Maße für den Nichtsehenden. Gründlich muß er das zu erlernen suchen, was er zu betreiben beabsichtigt, und muß sich vor Halbheit hüten, denn nur dadurch kann es ihm möglich werden, der sehenden Konkurrenz entgegenzutreten.

Der Blinde als Schriftsteller.

Von Otto Jenssen, Dresden.

„Die Geschichte meines Lebens“ von Helen Keller, der taubstumm-blinden amerikanischen Akademikerin, ist wohl das im großen Publikum bekannteste Werk aus den Kreisen blinder Schriftsteller. Diese Selbstbiographie gibt nicht nur ein interessantes Bild der Menschwerdung eines fast tierähnlichen Wesens, sondern führt auch den Laien ein in die Schwierigkeiten und Bedingungen der Arbeit des blinden Studierenden und später schriftstellerisch Tätigen. Die persönlich bedeutenden Leistungen dieses außergewöhnlichen Menschen waren aber auch an außergewöhnliche Bedingungen geknüpft: Eine Lehrerin von seltener Hingabe und bedeutender Intelligenz und die völlige wirtschaftliche Unabhängigkeit und weitgehende Unterstützung seitens zahlreicher Freunde.

Bei dieser Sachlage wird bei dem **sehenden** Leser, der sich nach der Lektüre dieses Buches und durch die Kenntnis von schriftstellerischen Arbeiten blinder Verfasser ein Urteil bildet, über die Leistungsfähigkeit nicht sehender Schriftsteller nur zu oft die Hauptfrage aller beruflichen Betätigung Blinder nicht gestellt oder übersehen: **Technische Möglichkeit und wirtschaftliche Rentabilität.** Die Unterscheidung dieser beiden Punkte, die natürlich im Leben in steter Wechselwirkung stehen, ist erforderlich, um ein klares Urteil zu gewinnen, nicht nur über die möglichen Leistungen blinder Dichter, Fachschriftsteller, Journalisten usw., sondern vor allem über den wirtschaftlichen Ertrag dieser Berufe und die anzustrebenden Maßnahmen und Reformen.

Die moderne Technik hat dem blinden Geistesarbeiter die verschiedensten, leider meist recht kostspieligen Hilfsmittel gegeben. Die Blindenpunktschrift ist auf einer Punktschriftschnellschreibmaschine unter Benutzung der üblichen Kurzschrift in ziemlichem Tempo zu schreiben. Die Schwarzschriftschreibmaschine ermöglicht die Korrespondenz mit Sehenden und die Abschrift in Blindenschrift hergestellter Artikel und größerer Werke. Das Diktaphon endlich kann bei genügender Übung im Diktieren die schnelle Abfassung aktueller Aufsätze erleichtern, wenn eine geübte Schreibmaschinistin zur Verfügung steht. Eine geschulte Hilfskraft, Vorleserin und Sekretärin ist überhaupt das wichtigste Hilfsmittel einer dauernden planmäßigen und ergiebigen geistigen Arbeit. Frauen sind wegen ihres weicheren Organs, das bei längerem Vorlesen die Anstrengung des Zuhörers vermindert und wegen ihrer Geschicklichkeit im Materialsammeln, -ordnen, im Auffinden von Zitaten aus Büchern usw., besonders geeignet. Ein Archiv, eine eigene Bibliothek, deren Bände persönliche Anmerkungen zum privaten Gebrauch enthalten, sind überhaupt für den blinden wie sehenden Fachschriftsteller von unschätzbarem Wert.

Trotz dieser Hilfsmittel bleiben die technischen Schwierigkeiten der Schriftstellerei für den Blinden erheblich. Die Lesesäle der großstädtischen Bibliotheken sind ihm zumeist verschlossen, da er sich dort nicht vorlesen lassen kann. Die Ausleihe kürzlich erschienener Bücher und vor allem nicht gebundener Zeitschriften, die gerade der Tagesschriftsteller unbedingt benötigt, stößt fast bei allen Büchereien auf bedeutende Schwierigkeiten. Die persönliche Anschaffung des benutzten Materials ist sehr kostspielig. Doch all' das läßt

sich organisieren, wenn der Blinde ständig an einem Orte, besonders in einer Groß- oder Universitätsstadt ansässig ist. Die Schwierigkeiten steigern sich auf Reisen, da man die Vorleserin nicht an der Uhrkette mitnehmen kann und da in jeder Stadt die Dinge neu organisiert werden müssen. Die schnelle Ausnutzung auf Reisen erhaltener Mitteilungen, Anregungen und Hinweise ist dadurch sehr erschwert und viel Nervenkraft geht oft verloren bei der Materialbeschaffung und anderem Kleinkram, der beim geistigen Arbeiten oft die notwendige Stimmung verdirbt.

Eine gute Gesundheit, ein robustes Temperament und vor allem ein gutes Gedächtnis sind daher Vorbedingungen einer ergiebigen geistigen Arbeit des blinden Schriftstellers, Vorbedingungen, die nur selten vereint sind in unserer nervösen Zeit.

Zusammenfassend ist zu sagen: Die technischen Bedingungen, gepaart mit schriftstellerischer Begabung, ermöglichen heute die schriftstellerische Tätigkeit der Blinden. **Wirtschaftlich** ist jedoch diese Tätigkeit weit kostspieliger wie die des sehenden Kollegen.

Wirtschaftlich betrachtet ist heute der Schriftsteller, das heißt, die Person, welche von dem Ertrag dieses Berufes leben will, also der geistige Arbeiter, ein **Warenproduzent**. Er erzeugt Güter für den Markt wie der Fabrikant von Eisenschienen oder von Automobilen. Werkzeuge sind dabei sein Gehirn und die Bücher im weitesten Sinne des Wortes. Diese Erzeugung geistiger Güter ist aber ganz besonderen Bedingungen unterworfen. Die Ware verdirbt sehr schnell, der Markt ist schwer zu übersehen, die Konkurrenz ist groß und — der Verkauf findet nicht direkt an den Kunden statt, sondern es schiebt sich dazwischen ein sehr rentabler Zwischenhandel, der Verleger, die Zeitung.

Diesen allgemeinen Bedingungen des Verkaufs seiner Erzeugnisse unterliegt natürlich auch der Blinde, und sie sind für ihn ungünstiger als für den Sehenden, da ihm der heute verbreitetste und rentabelste Berufszweig fast verschlossen ist: der des **Redakteurs** und des **Journalisten.** Das beim Blinden oft sehr geschulte Gedächtnis und die geistige Konzentrierung würden dem Nichtsehenden oft in hervorragender Weise zum Journalismus befähigen. Es kommt bei diesem Beruf darauf an, Nachrichten zu erläutern, oder über bestimmte Fragen unterrichtende oder eine politische Stellungsnahme bezeichnende Artikel zu schreiben. Dies muß aber sehr schnell geschehen und setzt das schnelle Durchsehen zahlreicher Zeitungen, Broschüren usw. voraus. Hier ist der beste Vorleser aber kein Ersatz des eigenen Auges, und die Produktion kann infolgedessen meist nicht so schnell vor sich gehen, wie es im Redaktionsbüro erforderlich ist. Als **ständiger Mitarbeiter** an einer Zeitung für bestimmte Gebiete, die er dauernd zu behandeln hat, ist der Blinde aber sehr wohl geeignet, da er hierbei nur ein beschränktes Gebiet zu studieren braucht und längere Abhandlungen erst nach Abdruck der Nachrichten veröffentlicht werden. Besonders geeignet scheint mir der blinde Schriftsteller als ständiger Referent für „Zeitungs-Korrespondenzen", das heißt für Unternehmungen, die ihre Artikel einer ganzen Anzahl von Blättern vervielfältigt senden. Hier ist der Abdruck in einigen der abonnierten Zeitungen gesichert, und daher die Bezahlung der Aufsätze geregelter, während bei der direkten Mitarbeit leicht Rücksendung erfolgen kann.

Immerhin ist die journalistische Betätigung nicht sehr rentabel, da die Konkurrenz der Sehenden erheblich ist, zumal große Namen (Universitätsprofessoren, anerkannte Autoritäten usw.) nur zu leicht den Markt beherrschen und auch hier die Flagge oft die Ware deckt.

Als **Fachschriftsteller** kann der Blinde sich auch betätigen, besonders auf dem Gebiet der Nationalökonomie, das ja überhaupt aus mancherlei Gründen von Nichtsehenden bevorzugt zu werden scheint. Hier fehlt das Experiment, das in der Naturwissenschaft eine so große Rolle spielt, während scharfes Denken, logisches Zergliedern, Zusammenstellung von Material und anderes mehr, hier wie in allen Gesellschaftswissenschaften von ausschlaggebender Bedeutung ist. Allerdings ist die Statistik mit ihren endlosen Zahlen-

reihen für den Blinden ein schwieriges Gebiet, da das ermüdende Vorlesen der Zahlen jenen Überblick erschwert, den der geschulte Statistiker beim Einblick in eine Tabelle sogleich gewinnt.

Unter diesen Umständen finden wir oft eine Verbindung von Schriftsteller und Vortragenden. Diese Personalunion verwandter Berufe ergibt sich zwanglos. Dichter lesen heute ihre eigenen Werke vor, bekannte Gelehrte vermitteln ihre Forschungsergebnisse mündlich.

Beim Vortrag kommen die beim Blinden naturgemäß entwickelten Fähigkeiten auch voll zur Geltung: Geistige Beherrschung des Stoffes infolge eines guten Gedächtnisses und logische Durcharbeitung der Tatsachen, daher Sicherheit im Vortrag und guter Aufbau, da der Blinde ja vielfach seine Abhandlungen auch im Kopfe fertig haben muß, um sie zu diktieren. In der Diskussion erweist sich das Fehlen des Lampenfiebers infolge des Nichtsehens des Publikums und der Opponenten oft von bedeutendem Vorteil. Ich bin vielfach von sehenden Kollegen wegen der draufgängerischen Schlagfertigkeit und der Rücksichtslosigkeit im Debattieren beneidet worden. Allerdings erschwert die Blindheit außerordentlich die Herstellung des geistigen Konnexes mit der Zuhörerschaft, da man nicht genau weiß, wie die gesprochenen Worte wirken, welchen Eindruck der Vortrag auf die Zuhörer macht. Vor allem ist notwendig, daß für eine gute Schulung im Auftreten gesorgt wird, damit der Vortragende durch linkische Bewegungen usw. sich nicht lächerlich macht oder den Eindruck seiner Rede abschwächt. Auch das übliche Blindenmitleid des Publikums kann störend wirken.

Etwas anders liegen die Verhältnisse beim Dichter: Man kann wohl sozusagen auf Bestellung eine fachwissenschaftliche Abhandlung schreiben, aber es ist wohl unmöglich, auf Kommando ein lyrisches Gedicht, ein Liebeslied oder einen Naturhymnus zu fabrizieren, oder jeden Tag drei Druckseiten eines Romans zu schreiben. Persönliche Stimmung, äußere Anreize, spielen bei der künstlerischen Produktion eine große Rolle. Muße und wirtschaftliche Unabhängigkeit, keine Sorgen, die den Flug der Phantasie hemmen, sind notwendige Vorbedingungen reifen künstlerischen Schaffens. Diesen, man möchte sagen biologischen Grundlagen, sind aber die heutigen Verhältnisse wenig günstig. Von der Lyrik kann man nicht leben, das beweisen alle großen Dichter. Man lese nur die Briefe Detlev v. Liliencrons. Dem Blinden fehlen außerdem die zahllosen Eindrücke der Außenwelt, der unendliche Bilderreichtum, der den Schmuck der dichterischen Sprache bildet. Nur zu leicht stellt sich daher an Stelle der lebendigen Anschauung ein nach innen gerichtetes Grübeln ein und bei aller guten Einzelleistung blinder Dichter ist die Gefahr der Stilverarmung nicht zu verkennen. Andererseits ergibt die gesteigerte Empfänglichkeit des Tast- und Gehörsinnes eigenartige Stimmungen, Bilder und Vergleiche, wie dies der Blindenanstaltsroman „Das Leben im Dunkeln" des Prager Dichters Oskar Baum zeigt.

Die Marktlage für den Dichter ist aber noch weit ungünstiger, wie für den Fachschriftsteller, obgleich natürlich Gedichte und Prosawerke öfter nachgedruckt werden, im Gegensatz zu schnell veraltenden politischen Artikeln und Fachaufsätzen. Der Verleger spielt neben dem Redakteur hier eine große Rolle, und jeder Kenner wird bestätigen, daß heute noch jenes Baumbach'sche Märchen gilt, wo der Dichter die Prinzessin befreit und der Verleger den goldenen Baum schüttelt.

Auch hier stößt geistige Produktion und wirtschaftliche Rentabilität hart zusammen. Es kann der Dichterberuf für den Blinden heute nur als Nebenberuf betrachtet werden, was allerdings der dichterischen Produktion nicht förderlich ist. Wenn ich vom Dichten rede, denke ich natürlich nicht an jene Modeschriftstellerei, die Kriegsnovellen auf Bestellung liefert und jeder Mode des Tages folgend, eine kurze Popularität schnell erwirbt, um sie ebenso rasch zu verlieren. Diese Art der Massenproduktion beliebter Augenblicksware kann

natürlich sehr rentabel sein und auch von Blinden betrieben werden, hat aber mit Schriftstellerei nichts zu tun. Es gilt eben bei diesem, wie bei allen anderen Berufen, jenes anscheinend paradoxe Wort: Der Blinde ist ein Sehender, der nicht sehen kann. Es sind im Grunde die gleichen Bedürfnisse, die gleichen Probleme, die gleichen Schwierigkeiten, nur beeinflußt, günstig oder ungünstig, durch den völligen oder teilweisen Verlust des Augenlichtes, wobei natürlich wieder zu berücksichtigen ist, in welchem Alter und unter welchen Umständen dieser Verlust eintrat.

Trotzdem lassen sich aus Vorstehendem einige allgemeine Gesichtspunkte für den Schriftstellerberuf ziehen, die jedoch im Einzelfalle den persönlichen Verhältnissen angepaßt werden müssen.

Wie bei allen Blindenberufen, kann auch die Schriftstellerei nur in seltenen, besonders günstigen Fällen den Erwerb des Lebensunterhaltes für den Blinden völlig sichern. Ich wies schon auf die bedeutende Höhe der Produktionskosten hin, und zu diesen gesellt sich außerdem eine verhältnismäßig teuere Ausbildung. Ein gediegenes Wissen, Universitätsstudium und nach Beendigung desselben dauernde private Weiterbildung sind erforderlich. Ein überhetztes Arbeiten, um zu verdienen, führt nur zu leicht zur Verflachung und Schablonisierung. Genügendes Privatvermögen oder dauernde pekuniäre Unterstützung durch die Familie, Verwandtschaft usw. sind daher in den meisten Fällen notwendig. Jedenfalls kann vor der Illusion, daß durch schriftstellerische Arbeiten mühelos Geld zu erwerben sei, nicht dringend genug gewarnt werden. Der Reiz der wissenschaftlichen Arbeit mit ihrer Abwechselung, der Fülle der Probleme und dem Genuß eigenen Schaffens ist natürlich für den Blinden sehr groß, da ihm so viele Reize und Zerstreuungen nicht im gleichen Maße wie dem Sehenden zugänglich sind.

Bei Neigung und Begabung und einer genügenden wirtschaftlichen Grundlage kann aber der Blinde sehr wohl auch als Schriftsteller seinen Platz ausfüllen. Seine Leistungen können erhöht werden durch technische Erleichterungen, sowie durch allgemeine Hebung des Schriftstellerstandes und Schaffung günstiger Bedingungen der geistigen Produktion.

Von den technischen Hilfsmitteln war bereits die Rede. Es ist aber äußerst erwünscht, daß die Erfahrung des einzelnen mehr wie bisher der Gesamtheit nutzbar gemacht werden und daß eine größere Planmäßigkeit und Berücksichtigung der besonderen Berufsinteressen des Schriftstellers in der Bereitstellung von Büchern in Punktschrift eintritt. Der jungen Organisation der blinden Akademiker*) bietet sich hier ein weites Feld segensreicher Tätigkeit. Alle Erleichterungen des Schulunterrichts und des Universitätsstudiums kommen natürlich auch dem berufstätigen Blinden zugute. Engere Fühlungnahme der Berufskollegen, gemeinsame Beratung von sozusagen technischen Berufsfragen könnte hier viel Nutzen stiften.

Der Blinde lebt aber nicht isoliert in der Welt und so müssen gerade den Schriftsteller jene Bestrebungen interessieren, die auf eine Hebung seiner Berufsschicht gerichtet

---

*) Verein der blinden Akademiker Deutschlands (V. B. A. D.) Paragraph 1 der Satzungen, die allerdings nur provisorisch sind, lautet: Zweck des Vereins ist: 1. Die für das Studium notwendigsten Werke in Punktschrift zu übertragen und diese den blinden Mitgliedern zum Gebrauche kostenlos, soweit es die Mittel des Vereins gestatten, zu überlassen. 2. Anschaffung von Schnellschreibepunktmaschinen und dem nötigen Papier zur Herstellung dieser Werke. 3. Eine Bibliothek für die blinden Studierenden in Marburg zu gründen. — Nähere Auskunft und orientierendes Material stellt allen Interessenten, Blinden wie Sehenden, gern zur Verfügung der Vorsitzende Carl Strehl, Cand. phil., Marburg an der Lahn, Pilgrimstein 22, 2. Stock. — Diese noch sehr junge Organisation ist gerade infolge der zahlreichen kriegsblinden Studenten von großer Wichtigkeit und wird natürlich auch denjenigen, die wie Schreiber dieses, sich ihren Weg mühsam suchen mußten, manche Förderung angedeihen lassen. Daher mache ich auch sehende Blindenfreunde auf dieses Werk schöpferischer Selbsthilfe Blinder aufmerksam.

sind. Leider liegt hier vieles im Argen und es ist fraglich, wie viel unter der Herrschaft der kapitalistischen Warenproduktion zu bessern ist. Der geistige Arbeiter ist vereinzelt. Seine Berufstätigkeit macht ihn zum ausgesprochenen Individualisten und die Organisierung des geistigen Proletariats begegnet daher besonderen Schwierigkeiten. Dabei hat gerade der Blinde ein Interesse daran, daß er nicht durch Schmutzkonkurrenz unterboten wird und daß ihm durch die Organisation Winke und Ratschläge erteilt werden, um die Marktlage zu übersehen und nicht der Willkür kapitalkräftiger Händler preisgegeben zu sein.

Aber auch an allgemeinen Sozialreformen hat der blinde Schriftsteller großes Interesse. Er leidet außerordentlich unter dem großstädtischen Wohnungselend, da bei ihm die Trennung von Werkstatt und Wohnung nicht in dem Maße möglich ist, wie bei anderen Berufen, da er nicht die schönen Lesesäle großer Büchereien zum Tagesaufenthalt wählen kann. Jeder Geistesarbeiter, der die tausenderlei Unzuträglichkeiten des „möblierten Zimmers“ kennt, wird mir Recht geben. Schaffung von Studenten- und Schriftstellerheimen liegt daher auch im Interesse des Blinden.

Der Aufenthalt in der Familie bietet auch viele Mißstände. Man ist zu eng mit der Hauswirtschaft verknüpft und trotz aller familiären Liebe ist die freiwillige Unterstützung durch Angehörige, die vielfach durch andere Arbeit in Anspruch genommen sind, technisch oft äußerst mangelhaft. Alle wohlgemeinte Sentimentalität, sei es von Angehörigen, Verwandten oder von wohlwollenden Blindenfreunden, kann die bezahlte berufsmäßig tätige und den Anordnungen des geistigen Arbeiters unterstehende Hilfskraft nicht ersetzen. Vermittelung solcher Hilfskräfte, geschulte Sekretärinnen, die auch die besonderen Arbeitsbedingungen des Blinden kennen, wäre auch eine Aufgabe der Organisation blinder Akademiker.

Meine Ausführungen sind naturgemäß nur Aphorismen, geschöpft aus eigener oft bitterer Erfahrung und zahlreichen Beobachtungen bei Blinden und Sehenden. Mit Vorbedacht betonte ich das wirtschaftliche Moment, das nur zu leicht von Pädagogen und Blindenfreunden und nicht zuletzt von den Nichtsehenden selbst unterschätzt oder in seinem Zusammenhang mit den allgemeinen Verhältnissen nicht genügend gewertet wird. Darum noch einmal: Der blinde Schriftsteller hat seine Existenzberechtigung durch eine Anzahl tüchtiger Kräfte bereits erwiesen. Die technischen Bedingungen geistiger Arbeit sind in den letzten Jahrzehnten bedeutend verbessert, jedoch ist die wirtschaftliche Lage des Schriftstellers im allgemeinen und des Blinden im besonderen nicht günstig, wenn er auf Broterwerb angewiesen ist. Die Garantien einer erfolgreichen und für den Träger genußbringenden Tätigkeit sind daher genügende Geldmittel und jene Begabung, die zum Schreiben zwingt, jenes Talent, das natürlich nur durch gute wissenschaftliche Schulung zu völliger Reife gebracht werden kann. Gesellt sich zu dieser Begabung Fleiß und Geduld, Zähigkeit und Optimismus, der sich durch Enttäuschungen nicht entmutigen und durch die Plackerei der Tagesarbeit nicht verbittern läßt, dann wird auch der blinde Schriftsteller jene köstlich ironischen Verse verstehen, die der unsterbliche Dichter, glänzende Schriftsteller, große Dulder und Kämpfer Heinrich Heine einst schrieb:

Und viele Bücher trag' ich im Kopf!
Ich darf es euch versichern,
Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest
Von konfiszierlichen Büchern.
Glaubt mir, in Satans Bibliothek
Kann es nichts Schlimmeres geben;
Sie sind gefährlicher noch, als die
Von Hoffmann von Fallersleben!

Lichtblicke und Winke für die Zukunft unserer Kriegsblinden.

Von Hans Schmalfuß, Hof in Bayern.

Mit diesen Zeilen versuche ich, meinen blinden Kameraden und ihren Freunden einen Wegweiser und Führer auf den Weg zu geben, der beschritten werden muß, um Kriegsblinde wieder einem werktätigen glücklichen Leben zurückzugeben.

Auch ich brach seelisch zusammen, als ich erfuhr, daß ich verurteilt sei, Zeit meines Lebens im Dunkeln zu wandeln. Das Schönste auf der Welt, die Wunder Gottes in der Natur und die Meisterwerke, die Menschenhand geschaffen, von nun an sollte es mir nicht mehr vergönnt sein, sie zu genießen. Gleich einem zweiten Schlag traf mich die plötzliche Erkenntnis: jetzt bist du der Selbständigkeit und dem tätigen Leben entrissen, du mußt deinen Beruf aufgeben, und die Welt hat, weil du nichts mehr leisten kannst, eigentlich keinen Platz mehr für dich. Und diesem Gedanken reihte sich unwillkürlich der dritte an: Nie wirst du wie andere Menschen glücklich sein, glücklich machen und dir ein eigenes Heim schaffen können. Das waren, ganz roh gezeichnet, die Gedanken, die in jener unglücklichen Stunde auf mich eindrangen und mich zu ersticken drohten. Ich glaubte nicht mehr hoch kommen zu können.

Die seelischen Kämpfe der meisten Kriegsblinden werden einander ähnlich sein. Freilich wird je nach Veranlagung und Bildungsstufe der eine oder andere Gedanke mehr hervortreten. Dementsprechend ist auch jeder einzelne Fall anders zu behandeln. Immerhin gibt es einzelne Richtpunkte, die bei der Wiederaufrichtung eines Kriegsblinden eingehalten werden können.

Den Verlust des Schönen, an dem sich die Sehenden erfreuen, muß der des Augenlichtes Beraubte wohl oder übel aus sich selbst heraus überwinden. Hier kann ihm kein Mensch helfen. Mich tröstete zuerst der Gedanke, daß mir die Blindheit ja nur für dieses kurze Erdenleben die Augen verschließt, und es im Jenseits kein Blindsein mehr geben wird. Auch sagte ich mir bald, daß ich mich geistig immer noch so betätigen kann, wie ich will, und daß die Geselligkeit und der Besuch von Konzert und Theater mir auch ferner manchen Genuß bieten können. Ich versuchte mich trotz meines Zustandes wieder im Sport und fand, daß Schwimmen und Schlittschuhlaufen mir genau dieselbe Freude wie früher bereiteten. Selbst die Natur bleibt dem Blinden nicht ganz verschlossen; bei den Wanderungen, die Geist und Körper stählen, kann ich mich am Gesang der Vögel, am Plätschern der Bächlein, am Rauschen des Waldes und am Säuseln des Windes ergötzen.

Nun komme ich zu der zweiten großen Frage: Ist man als Blinder wirklich dazu verurteilt, in unserer so tätigen Zeit müßig in der Ecke zu stehen, während die Sehenden

sich des Segens der Arbeit erfreuen dürfen? Hier hat m. E. die Hauptarbeit der Kriegsblindenfürsorge einzusetzen. Leider glauben manche Kameraden anfänglich, ihr Leben von jetzt ab mit Hilfe der Rente untätig verbringen zu sollen. Nichts darf unversucht bleiben, um sie davon zu überzeugen, wie unwürdig und unglücklich solch' ein Dasein wäre. Von bester Wirkung wird der Verkehr mit jenen sein, die sich schon wieder zu neuer Tätigkeit aufgerafft haben. Ist der Wille zur Arbeit erweckt, dann gilt es, den Lebensmut neu anzufachen, dadurch, daß man den Blinden alle Erwerbs- und Arbeitsmöglichkeiten kennen lehrt. Darum muß sich die Kriegsblindenfürsorge genau darüber unterrichten, was ein Blinder noch alles leisten kann. Bei den schon bisher ausgeübten Blindenberufen will ich mich hier nicht aufhalten. Ich will mich gleich mit den Fortschritten befassen, die der Krieg dem Erwerbsleben der Blinden gebracht hat. Wie alle Kriegsbeschädigten, sucht man auch die Kriegsblinden wieder in ihren alten oder doch wenigstens in ähnlichen Berufen unterzubringen. Die angestellten Versuche ergaben, daß das Mißtrauen, das man natürlich dieser Neuerung entgegenbrachte, ungerechtfertigt war. Es ist daher an der Zeit, dafür zu sorgen, daß der Gedanke, die Blinden ähnlich wie die Sehenden zu beschäftigen, der Allgemeinheit, besonders aber den Fachkreisen ernstlich nahegelegt wird.

75 Prozent der Kriegsblinden gehören nach der Statistik dem Stande der Handwerker und ungelernten Arbeiter an. In Berlin hat Geh.-Rat Prof. Dr. Silex bei diesen mit Erfolg versucht, sie in Munitionsfabriken, Artilleriewerkstätten und Bekleidungsämtern zu beschäftigen. Obgleich sich auch Privatbetriebe zur Einstellung von Kriegsblinden bereit erklärten, zog er die staatlichen Arbeitsstätten vor, weil hier ihre Stellung auch bei schärferer Konkurrenz der Sehenden — und diese wird nach dem Krieg sicher eintreten — eine gesicherte ist. Seine Versuche haben bewiesen, daß die Blinden in Leistungen und Verdienst den Sehenden gleichkommen können. Würde überall das gleiche Verständnis und Entgegenkommen gezeigt, so wäre dem größten Teil der Kriegsblinden und ihren Familien materiell geholfen.

Bei der Fabrikarbeit der blinden ungelernten Arbeiter gilt es allerdings noch eine Gefahr zu beseitigen. Wenn z. B. in einer Munitionsfabrik ein blinder Arbeiter Tag für Tag, Jahr um Jahr nichts anderes tut, als eine Patrone nach der anderen in die Hülse zu stecken, so wird durch diese rein mechanische, gleichförmige Arbeit der Finger jede geistige Tätigkeit ausgeschaltet. Da der Geist des Blinden nicht wie der des Sehenden durch äußere Eindrücke beschäftigt wird, würde er leicht verkümmern, wie ein Muskel, die nicht angestrengt wird, und der Mensch würde zur Maschine herabsinken. Wird daher schon längst von einsichtigen Sozialpolitikern für alle Fabrikarbeiter ausgleichende Beschäftigung durch Bücher, Vorträge, Konzerte und Theater verlangt, so gilt diese Forderung in noch höherem Maße für die Blinden. Die erfreuliche Eröffnung des neuen Erwerbszweiges stellt daher der Blindenfürsorge eine weitere dankbare Aufgabe.

Natürlich wird eine Arbeit, die einen mehr persönlichen Anstrich hat, oder ein abgeschlossenes Ganzes bildet, an sich schon den Geist mehr befriedigen. Es wird daher immer zu prüfen sein, ob sich nicht etwas Abwechselung in der Tätigkeit, wie sie sich bei mancher nicht rein maschinenmäßigen Beschäftigung im Fabrikbetrieb bei der Fertigstellung der einzelnen Gegenstände findet, auch für den Blinden erreichen läßt. Darum liegt auch der Fall bei den Handwerkern günstiger als bei den ungelernten Arbeitern. Wenn man bedenkt, daß kriegsblinde Klempner, Schlosser, Sattler und Schneider schon wieder ihrer früheren Tätigkeit nachgehen, so muß dies aufmuntern, auch die übrigen Handwerke nach gleichen Arbeitsmöglichkeiten zu durchsuchen. Theoretisch läßt sich hier freilich nicht viel sagen, es muß alles praktisch durchprobiert werden.

Zu erwähnen sind erfolgreiche Versuche in Württemberg bei der Fabrikation von Uhren und von Mundharmonikas (musikalische Blinde als Durchbläser). Hat ein Kriegs-

blinder Lust, Bürstenbinder, Korb= oder Stuhlflechter zu werden, so wird die Erlernung eines solchen Handwerks nicht übermäßig viel Zeit in Anspruch nehmen, und er wird schließlich auch dabei sein Brot verdienen. Der für die anderen Blinden gefürchtete Wettbewerb durch die Kriegsblinden wird sich in das Gegenteil verwandeln, wenn die richtigen Maßnahmen ergriffen werden. Diese können in der Schaffung von Arbeitszentralen bestehen, die sich mit der Materiallieferung, der Vermittelung von Arbeitsaufträgen und ihrer Verteilung befassen. Die Arbeitszentralen können noch dahin ausgebaut werden, daß sie alle guten, von Blinden angefertigten Waren zum Verkauf übernehmen. In der heutigen Zeit kann nur durch Organisation etwas erreicht werden, wie uns schon der Weltkrieg beweist. Daher ist auch auf dem Gebiet unseres Erwerbslebens eine einheitliche, machtvolle Organisation nötig.

Für die 25 Prozent Kriegsblinden, die nach Abzug der Handwerker und ungelernten Arbeiter noch bleiben, ist es wohl etwas schwieriger, bei gutem Willen aber doch möglich, auch Rat zu schaffen. Ich erwähne kriegsblinde Staats= und Gemeindebeamte und Lehrer, die wieder angestellt sind. Es gibt nachgewiesenermaßen auch Beschäftigungen für blinde Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute, Agenten und Geschäftsreisende. Ich selbst bin bei dem Magistrat meiner Heimatstadt in meiner früheren Stellung wieder tätig.

In der ersten Zeit des Krieges wurden die Kriegsblinden öfters in ihre Heimat entlassen, ohne daß ihnen durch Einführung in neue Lebens= und Erwerbsmöglichkeiten ein kleiner Ersatz für das Verlorene geboten wurde. Jetzt ist es oft nicht leicht, diese Leute wieder aufzufinden und noch viel schwerer, sie zu bewegen, etwas zu lernen und so ihrem Leben wieder Halt und Freude zu verleihen. Daß jeder Blinde, sobald es sein Zustand erlaubt, die Blindenschrift erlernt, ist eine ebenso gute Ablenkung als auch eine direkte Kulturnotwendigkeit.

Hier möchte ich auch einen Fehler erwähnen, der in Lazaretten von Pflegepersonal und Hülfskräften manchmal gemacht wird. In ihrem übergroßen Mitleid verwöhnen und verweichlichen sie die Blinden, statt ihnen zu helfen, die verlorene Selbständigkeit zum großen Teil zurückzuerobern und sie für das spätere Leben zu stählen. Und wie wichtig ist doch die Erlernung jeder Fertigkeit, die den Blinden von seiner Umgebung unabhängig macht und ihm den Kampf gegen die Kleinigkeiten, der ihm sonst das Leben verbittern kann, erleichtert! Darum sind auch Versuche und Hinweise zu empfehlen, wann und wo der Gesichtssinn durch die Finger, durch das Ohr oder durch Berechnen und Feststellen von Merkmalen zu ersetzen ist.

Und nun zum letzten Punkt meiner Betrachtung. Kann sich ein Kriegsblinder ein eigenes Heim schaffen? Soll er überhaupt heiraten? Ein vernünftiges, grundsätzliches Bedenken dagegen dürfte ausgeschlossen sein, da ja für die Ehe des Kriegsblinden die Erblichkeit der Blindheit nicht in Betracht kommt. Aber die Frage, ob ihm die angestrebte Verbindung zum Segen gereichen wird, muß hier natürlich doppelt und dreifach gewürdigt werden. Es wäre dem Blinden unsäglich schwer, außer dem Blindsein noch das Unglück einer Ehe zu tragen, die besser nicht geschlossen worden wäre. Schon ein guter finanzieller Untergrund, ohne den die beste Ehe Schaden leidet, muß unbedingt vorher gesichert sein. Das Mädchen aber, das einen Blinden heiraten will, soll sich zuerst ernstlich prüfen, ob es dieser Aufgabe auch gewachsen ist. Viel mehr noch als sonst muß hier die Frau dem Manne Kamerad und Freund sein wollen. Sie darf sich nicht nur von hochgespannten patriotischen Gefühlen leiten lassen und in dieser Zeit der Opfer sich selbst opfern wollen. Nein, sie muß auch ihr eigenes höchstes Glück davon erwarten, daß ihr Leben mit dem des Gatten besonders fest verkittet sein wird und daß er so vollständig auf sie angewiesen ist, wie sie auf ihn. Sind aber diese Grundbedingungen erfüllt, so werden gerade die Ehen Blinder mit Sehenden dem Ideale der Ehe — dem

harmonischen Aufgehen des einen im andern — besonders nahe kommen und beiden Ehegatten das reinste häusliche Glück bescheren.

Möchte es mir mit diesen Ausführungen gelungen sein, die schwierige aber reich lohnende Arbeit der Kriegsblindenfürsorge zu fördern und den Kameraden, die mein Los teilen, zu helfen, Arbeits- und Lebensfreude zurückzugewinnen. Die Hauptsache bleibt ja immer dem Betroffenen selbst zu tun übrig. Aber das Ziel ist jeder Mühe wert. Und die Kraft des Willens macht den Menschen zum Sieger und Meister seines Schicksals. Darum frohen Mutes ans Werk!





